

# „WIRKLICH, ICH LEBE NUR WENN ICH SCHREIBE“<sup>1)</sup>

Zur Reiseprosa von Annemarie Schwarzenbach (1908–1942)

Von Walter Fähnders (Osnabrück)

## *1. Zur Forschungslage*

Die in der Schweiz geborenen Schriftstellerin, Journalistin und Fotografin Annemarie Schwarzenbach (1908–1942) hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine erstaunliche Resonanz erfahren. Nach ihrem frühen Tod vergessen und in der Literaturgeschichtsschreibung lange Zeit nicht existent, ist sie mittlerweile als Autorin von Romanen und Erzählungen, von Reportagen und Reiseberichten sowie als Fotografin wiederentdeckt, medial präsent und wohl auch kanonisiert – es existieren Biographien, biographische Romane, Theaterstücke, ein Spiel- sowie ein Dokumentarfilm über sie, zahlreiche ihrer Werke sind seit 1987, dem Jahr, als erstmals ein Buch von ihr wieder neu aufgelegt wurde, nachgedruckt worden.<sup>2)</sup> Erste Nachlass-Editionen liegen vor, nicht wenige Werke sind mittlerweile übersetzt: ins Englische, Französische, Italienische, Polnische, Portugiesische und Spanische. Auch einige Korrespondenzen sind veröffentlicht. Seit kurzem existiert eine Bibliographie ihrer Schriften, die rund 400 Titel nachweist.<sup>3)</sup>

Anlässlich ihres 100. Geburtstages am 23. Mai 2008 mehren sich Aktivitäten zur Erforschung von Leben und Werk der Autorin. Nach einem Symposium der Universität Gent ›„Inside out“: Textorientierte Erkundungen des Werks von

---

<sup>1)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Kabuler Tagebuch, Eintrag vom 30. August 1939, unveröff.; zit. nach ALEXIS SCHWARZENBACH, Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie, Zürich 2004, S. 337.

<sup>2)</sup> Vgl. die Nachweise bei WALTER FÄHNDEERS, Bibliographie der Arbeiten über Annemarie Schwarzenbach, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke. Mit einer Schwarzenbach-Bibliographie, hrsg. von WALTER FÄHNDEERS und SABINE ROHLF, Bielefeld 2005, S. 357–342.

<sup>3)</sup> WALTER FÄHNDEERS, DOMINIQUE LAURE MIERMONT und ROGER PERRET: Bibliographie der Schriften von Annemarie Schwarzenbach, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 309–336; ein Gesamtverzeichnis ihrer mehreren Tausend Fotografien existiert nicht.

Annemarie Schwarzenbach (am 20./21. September 2007 in Brüssel<sup>4</sup>) ist für den 16. bis 19. Oktober 2008 ein internationaler Kongress im Hotel Waldhaus Sils (Engadin), getragen vom Institut für Kulturforschung Graubünden, angekündigt.<sup>5</sup>) Eine Schwarzenbach-Ausstellung ist im Museum Strauhof Zürich vorgesehen (Kurator: Alexis Schwarzenbach; 17. März bis 1. Juni 2008).<sup>6</sup>) Im Espace Arlaud in Lausanne werden vom 13. Juni bis 30. September 2008 die Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Claude Bourdet gezeigt (Kuratorin: Dominique Laure Miermont).<sup>7</sup>) Einige aktuelle Neudrucke – so ein Reprint ihrer geschichtswissenschaftlichen Dissertation von 1931<sup>8</sup>) und eine Neuauflage ihrer Biographie über den Schweizer Bergsteiger Lorenz Saladin (1938<sup>9</sup>), der 1936 im Kaukasus tödlich verunglückte, sowie aktuelle literaturwissenschaftliche Forschungen<sup>10</sup>) bestätigen das anhaltende

<sup>4</sup>) Der Druck der Vorträge ist für 2008 vorgesehen; zum Programm vgl. <http://www.duits.ugent.be/index.php?id=67&type=content>

<sup>5</sup>) Ein Jahrzehnt nach dem ersten Kongress in Sils, vgl.: Annemarie Schwarzenbach. Autorin – Reisende – Fotografin. Dokumentation des Annemarie-Schwarzenbach-Symposiums in Sils/Engadin vom 25. bis 28. Juni 1998, hrsg. von ELVIRA WILLEMS, Pfaffenweiler 1998.

<sup>6</sup>) Vgl. dazu ALEXIS SCHWARZENBACH, Ein gebrochener Engel. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach [im Druck]; – vgl. auch den Band über Annemarie Schwarzenbachs Mutter und deren Fotograferkunst: Renée Schwarzenbach-Wille. Bilder mit Legenden, hrsg. von ALEXIS SCHWARZENBACH, Zürich 2005.

<sup>7</sup>) Die Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Claude Bourdet erscheinen 2008 bei Zoé in Genf u. d. T. »Lettres à Claude Bourdet«, hrsg. von DOMINIQUE LAURE MIERMONT.

<sup>8</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Zürich: Diss.-Druckerei A.-G. Gebr. Leemann & Co., 1931, Adliswil 2007; es handelt sich um einen fotomechanischer Reprint, der leider keinerlei Kommentar bietet. Annemarie Schwarzenbach schloss ihr Studium im Frühjahr 1931 in Zürich mit einer Dissertation bei dem Historiker Karl Meyer ab. Ihre Briefe aus dieser Zeit zeugen von massivem Arbeitseinsatz, um in nur sieben Semestern das Studium zu absolvieren und damit „Geschwindigkeitsrekorde in Doktorexamina aufzustellen“ (an Erika Mann am 18. November 1930). Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Doktorabschluss (bis 1955) in Zürich der ‚normale‘ war, er also eher dem Magister (M. A.) vergleichbar wäre. Die Arbeit wurde am 26. April 1931 angenommen. Sie wird noch heute in der einschlägigen Forschung zitiert, wie Historiker versichern (vgl. KURT WANNER und MARIANNE BRESLAUER, „Wo ich mich leichter fühle als anderswo“. Annemarie Schwarzenbach und ihre Zeit in Graubünden, Chur 1997, S. 21ff.

<sup>9</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Lorenz Saladin. Ein Leben für die Berge, hrsg. und mit einem Essay versehen von ROBERT STEINER und EMIL ZOPFI (= Ausgewählte Werke 11), Basel 2007.

<sup>10</sup>) Folgenden Titel wurden nach Erscheinen meiner Schwarzenbach-Bibliographie (zit. Anm. 2) veröffentlicht: BETTINA AUGUSTIN, Spiegelbild im Auge der Anderen. Annemarie Schwarzenbach und Carson McCullers, in: Neue Zürcher Zeitung, 2. Juli 2005; – SOFIE DECOCK, Der Engel des Demawend als Richter zwischen Paradies und Ende der Welt. Orientalismus in Annemarie Schwarzenbachs Roman »Das glückliche Tal«, in: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 16 (2006), H. 2, S. 366–374; – SOFIE DECOCK, »Im Kampfgebiet«. Annemarie Schwarzenbachs Amerikareportages. In: VAL-cahier Literatur en Geschiedenis, hrsg. von BART VERVAECK, HANS VANDEVOORDE u. a. (= ALW-cahier 27), Leuven 2007, S. 65–76; – WALTER FÄHNDEERS, In Venedig und anderswo. Ruth Landshoff-Yorck und Annemarie Schwarzenbach, in: »Laboratorium Vielseitigkeit«. Zur Literatur der Weimarer Republik, hrsg. von PETRA JOSTING und WALTER FÄHNDEERS, Bielefeld 2005, S. 227–252; –

Interesse an dieser Autorin. Mit weiteren größeren Publikationen ist für 2008 und darüber hinaus zu rechnen.

Die Faszination, die Annemarie Schwarzenbach ausstrahlt, gründet nicht zuletzt in ihrer extravaganen Persönlichkeit und ihrer außergewöhnlichen Biographie<sup>11)</sup> – ihre androgyne Schönheit, ihre Liebe zu Frauen, ihre Herkunft aus einer der vermögenden und berühmtesten Schweizer Familien, die familiären Zerwürfnisse, die Fluchtversuche in die Drogen, die ausgedehnten Reisen, die sie in fünf Kontinente führten, ihr politisches Engagement gegen den Faschismus an der Seite von Klaus und Erika Mann und anderen – schließlich ihr früher Tod mit 34 Jahren, dessen genaueren Umstände erst jüngst erhellt worden sind.<sup>12)</sup> Filme, Fotografien und Bildbände belegen die große Ausstrahlungskraft dieser Frau, vor der oft genug die Beschäftigung mit ihrem Werk in den Hintergrund getreten ist. Dass man sich aber zunehmend ihren Arbeiten zuwendet und dabei die kruden biographischen

---

WALTER FÄHNTERS und ANDREAS TOBLER, Neue Materialien: Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Otto Kleiber aus den Jahren 1933–1942, in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 16 (2006), H. 2, S. 366–374; – NINA GÜLCHER, Annemarie Schwarzenbach neu gelesen, in: Querelles-Net 20 (2006), [http://www.querelles-net.de/2006-20/text20guelcher\\_faehnders.shtml](http://www.querelles-net.de/2006-20/text20guelcher_faehnders.shtml) – ZYGMUNT MIELCZAREK, Annemarie Schwarzenbach. Hingabe an freies Leben, in: DERS., Sonderwege in der Literatur. Schweizer Schriftsteller im Außenseiterdiskurs, Wrocław und Dresden 2007, S. 184–214; – ELIO PELLIN, „Mit dampfendem Leib“. Sportliche Körper bei Ludwig Hohl, Annemarie Schwarzenbach, Walther Kauer und Lorenz Lotmar, Zürich 2007; – ANDREAS TOBLER, „Beteiligt sind wir alle“ – Annemarie Schwarzenbach und ‚Die Sammlung‘, in: Wendepunkte – Tournants. Essays zum 100. Geburtstag von Klaus Mann (1906–1949), hrsg. von MAGALI LAURE NIERADKA [IM DRUCK]; – NATASCHA UECKMANN, Gebrochene Bilder: Die Autorin Annemarie Schwarzenbach im ‚Orient‘, in: Orient und IslamBilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus, hrsg. von IMAN ATTIA, Münster 2007, S. 227–242. – Ein bibliographischer Nachtrag: CATHRIN WINKELMANN, The Limits of Representation? The Expression and Repression of Desire in 20th-Century German Lesbian Narratives. Phil. Diss. McGill University Montreal 2001 (Kap. 2, S. 88–138, über die ›Lyrische Novelle‹). – Dass Annemarie Schwarzenbach in erstaunlichem Umfang Gegenstand von universitären Abschlussarbeiten ist (interessanterweise eher seltener in der Schweiz), setzt sich fort, vgl. die in meiner Schwarzenbach-Bibliographie nachgewiesenen Titel sowie neuerdings: UTE KUENRATH, Autobiographische Fiktion. Annemarie Schwarzenbach: ›Lyrische Novelle‹, Vicki Baum: ›stud. chem. Helene Willfüher‹, Gina Kaus: ›Die Schwestern Kleh‹, Irmgard Keun: ›Gilgi – eine von uns‹, Dipl.-Arbeit Universität Wien 2005; – DORIS PINZGER, The ghost of the alternative reading. Geschlechts- und Geschlechteridentitäten der Erzählerfiguren in Annemarie Schwarzenbachs Lyrischer Novelle und Jeanette Wintersons *Written On the Body*. Dipl.-Arbeit Universität Wien 2005; – TINA VON GARREL, Gender und Genderkonstruktion in den Romanen von Annemarie Schwarzenbach, MA-Arbeit Universität Osnabrück 2006; – SYLVIE VAN DER JEUGHT, „Aber es war die Stunde des Aufbruchs.“ Ein Vergleich zwischen Annemarie Schwarzenbachs ›Tod in Persien‹ und ›Das glückliche Tal‹, MA-Arbeit Universität Gent 2006; – SIMONE WICHOR, „Zwei Frauen allein in Afghanistan“. Text- und Bilderwelten bei Annemarie Schwarzenbach, MA-Arbeit Universität Leipzig 2006.

<sup>11)</sup> Vgl. ARETI GEORGIADOU, „Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke“. Annemarie Schwarzenbach. Eine Biographie (1995) (= Fischer Taschenbuch 30662), Frankfurt/M. 1998; – DOMINIQUE LAURE MIERMONT, Annemarie Schwarzenbach ou le mal de l'Europe. Biographie, Paris 2004.

<sup>12)</sup> Vgl. SCHWARZENBACH, Die Geborene (zit. Anm. 1), S. 375ff.

Erklärungsmuster zu überwinden sucht, machen neuere Ansätze deutlich, die vor allem Ergebnisse der Reiseliteratur-, der Orientalismus- und der Gender-Forschung berücksichtigen.<sup>13)</sup>

Dennoch liegt einiges in der Annemarie Schwarzenbach-Forschung im Argen, was auch den unzureichend edierten Quellen geschuldet ist. Die umfangreiche, zur Rekonstruktion ihrer Vita, der Werkgeschichte und ihres kulturell-politischen Umfeldes unverzichtbare Korrespondenz ist nur teilweise ediert; sie findet sich z. T. in Privatbesitz und ist nicht in jedem Fall öffentlich zugänglich. Immerhin war Annemarie Schwarzenbach Korrespondenzpartnerin von Margret Boveri, Carl Jacob Burckhardt, Klaus und Erika Mann (diese Briefe sind ganz bzw. teilweise publiziert)<sup>14)</sup>, von Claude Bourdet, Carson McCullers, Albrecht Haushofer, Otto Kleiber, Ella Maillart u. a. – diese Korrespondenzen sind noch unveröffentlicht. Auch ihre literarisches Œuvre selbst ist noch längst nicht vollständig wieder zugänglich bzw. nachgedruckt, das fotografische mit mehreren Tausend Aufnahmen noch nicht einmal verlässlich registriert; viele ihrer journalistischen Arbeiten wurden nie gesammelt ediert, die vorliegenden Werkausgaben zeigen editorische Mängel, wie mehrfach moniert worden ist.<sup>15)</sup> Gleich die erste Schwarzenbach-Neuausgabe von 1987, die Edition des schwer zugänglichen Bandes ›Das glückliche Tal‹ (1940) – gewiss eines ihrer Hauptwerke –, manipuliert den Originaltext, indem der durch nichts autorisierte Untertitel „Roman“ hinzugefügt wird – was wiederum in der Forschung, soweit sie sich dieses Paratextes interpretierend angenommen hat, zu Fehleinschätzungen führen musste. Die Ausgabe ersetzt darüber hinaus die Zeichnungen des Originals durch Reisefotos von Annemarie Schwarzenbach und verändert dadurch den Charakter des Buches ganz und gar. Zudem wird der Text an drei Stellen gekürzt – wegen gestalterischer „Schwächen“<sup>16)</sup> der Autorin, so der Herausgeber.

Seit 1988 erscheinen im Basler Lenos-Verlag Annemarie Schwarzenbachs ›Ausgewählte Werke‹, herausgegeben von Roger Perret, die mittlerweile neun

<sup>13)</sup> Vgl. die in Anm. 10 genannten Arbeiten sowie die Beiträge in dem Sammelband: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2).

<sup>14)</sup> „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“. Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann. Briefe 1930–1942, hrsg. von UTA FLEISCHMANN, 3. Aufl., Herbolzheim 2001 (die Briefe sind z. T. gekürzt); – die Korrespondenz mit Carl Jacob Burckhardt und Margret Boveri findet sich erstmals in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2).

<sup>15)</sup> Vgl. BETTINA HENDLER, Texte ohne Gewicht. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Annemarie Schwarzenbach, in: *Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik*, hrsg. von DIRCK LINCK, Berlin 1999, S. 385–402; – WALTER FÄHNDERS und SABINE ROHLF, Einleitung, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 7–20, hier S. 16f.

<sup>16)</sup> ANEMARIE SCHWARZENBACH, *Das glückliche Tal. Roman*, hrsg. und mit einem biographischen Nachwort von CHARLES LINSMAYER, Frauenfeld 1987 (= Reprinted by Huber 1); wieder: Frankfurt/M. und Berlin 1991 (= *Die Frau in der Literatur. Ullstein-Buch 30259*), S. 178, Anm. 2.

Bände umfassen, zudem sind außerhalb dieser Ausgabe im selben Verlag – ohne Nachwort oder Kommentar – zwei weitere Schwarzenbach-Titel erschienen, darunter jüngst ein nun unverfälschter Reprint von ›Das glückliche Tal‹.<sup>17)</sup> Ein gewichtiger Teil der literarischen Arbeiten Schwarzenbachs ist damit wieder zugänglich, auch wenn ein Gesamtkonzept für die Lenos-Ausgabe nie vorgelegt wurde und die Nach- und auch die Erstdrucke nicht in jeden Fall philologisch zuverlässig ediert sind. Der Herausgeber erwähnt in mehreren Bänden, dass er (ohne weitere Belege) „stilistische Mängel korrigiert“<sup>18)</sup> habe – was die Pionierleistung dieser Ausgabe durchaus schmälert, angesichts heutiger avancierter Debatten über Editionen ein Anachronismus ist und angesichts des Werkes dieser Autorin unverständlich bleibt. Einige Schwarzenbach-Texte sind außerhalb der Lenos-Ausgaben erschienen.<sup>19)</sup>

Viele in schwer zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften der dreißiger und frühen vierziger Jahre erschienen Texte von Annemarie Schwarzenbach sind bis heute nicht nachgedruckt, zahlreiche Nachlasstexte liegen unediert im Schweizerischen Literaturarchiv Bern, das im Übrigen aktuell mit einer restriktiven Verbotspolitik Nachlass-Editionen unterbindet.<sup>20)</sup> So ist das Gros der in Afrika 1941 entstandenen Schriften von Annemarie Schwarzenbach, darunter das nachgelassene, fast 400 Typoskriptseiten starke ›Wunder des Baums‹ und seine Umarbeitung (›Marc‹), bisher nicht ediert und auch in der Forschung noch nicht angemessen gewürdigt worden, auch zahlreiche afrikanische Reiseberichte harren des Nachdrucks. Dass Annemarie Schwarzenbachs Fotografien der Auswertung und Analyse bedürfen, wurde bereits betont.

<sup>17)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Das Glückliche Tal*. Mit Illustrationen von EUGEN FRÜH (= Lenos Pocket 97), Basel 2006; man fragt sich, wieso dieser Band kein informierendes Nachwort und nicht einmal einen Hinweis auf die Originalausgabe enthält und ausgerechnet dieses ganz zentrale Werk von Annemarie Schwarzenbach außerhalb der ›Ausgewählten Werke‹ erschienen ist.

<sup>18)</sup> Vgl. ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Lyrische Novelle* (1933). Mit einem Essay von ROGER PERRET (= *Ausgewählte Werke* 1), Basel 1988, S. [147] – sowie: ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Freunde um Bernhard* [1931]. Mit einem Nachwort von MICHAEL TÖTEBERG, Basel 1993, S. [4]. – Zur Editionsproblematik des nachgelassenen Romans ›Flucht nach oben‹ vgl. SABINE ROHLF, ›Flucht nach oben‹ von Annemarie Schwarzenbach, in: Annemarie Schwarzenbach. *Analysen und Erstdrucke* (zit. Anm. 2), S. 79–98; – zur Problematik der Edition des Erzählzyklus ›Der Falkenkäfig‹ vgl. HELGA KARRENBROCK, *Nomadische Bewegung. Annemarie Schwarzenbachs ›Falkenkäfig‹* in: Annemarie Schwarzenbach. *Analysen und Erstdrucke* (zit. Anm. 2), S. 99–121.

<sup>19)</sup> Es sind dies neben den drei Inedita in dem Sammelband: Annemarie Schwarzenbach. *Analysen und Erstdrucke* (zit. Anm. 2) und dem Reprint der Dissertation (zit. Anm. 8): ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Pariser Novelle*, in: *Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik* 8 (2003), S. 11–31; – ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Kongo-Ufer/Aus Tetuan – Rives du Congo/Tétouan*, hrsg. von DOMINIQUE LAURE MIERMONT, *Noville-sur-Mehaigne* 2005; – ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Georg Trakl*, hrsg. von WALTER FÄHNERS und ANDREAS TOBLER, in: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 23 (2004), S. 61–81.

<sup>20)</sup> So wurde mir – mit unterschiedlichen Begründungen – eine Erstedition des bislang nur teilweise edierten Erzählzyklus ›Die vierzig Säulen der Erinnerung‹ sowie die Edition eines weiteren Textes untersagt.

Trotz dieser eher prekären Quellenlage ist das Interesse an Annemarie Schwarzenbach ungebrochen, wobei sich der Akzent zunehmend auf das Interesse am Werk selbst verlagert. Der eingangs zitierte Schwarzenbach-Kongress in Belgien 2007 hat ebenso programmatisch wie symptomatisch mit folgendem Statement eingeladen:

Der Gegenstand des Kongresses ist das literarische und journalistische Werk [...]. Vor dem Hintergrund ihrer Reisen [...] entstand ein vielgestaltiges Œuvre, das sich eindeutigen Zuordnungen oder Klassifizierungen immer wieder entzieht. So finden sich neben dokumentarischen und sozialkritischen Arbeiten im Rahmen ihrer Reiseberichte, Reportagen und Feuilletons, auch Erzählungen und Romane, die geprägt sind von Uneindeutigkeiten auf inhaltlicher und formaler Ebene. Explizite Einlassungen wie etwa die Suche nach einer „neuen Sprache“, aber auch der Gebrauch verschiedenster Diskurstraditionen, die ständig miteinander ‚im Gespräch‘ zu sein scheinen, spiegeln Schwarzenbachs Sprachreflexion und Sprachkritik und befördern eine explorative, experimentelle Prosa von großer Innerlichkeit.

In neueren Studien zur Schwarzenbachforschung [...] ist die Tendenz zu einem textnäheren Umgang mit ihren Werken deutlich spürbar, die die bis dahin vorherrschende starke biographische Orientierung ergänzt. Der Kongress soll dazu beitragen, diese Tendenz einer konzeptuellen (methodologischen-inhaltlichen) Vertiefung innerhalb der Forschung weiter zu verstärken, indem sowohl der literaturhistorischen Bedeutung ihrer Werke als auch den darin feststellbaren internen Textprozessen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.<sup>21)</sup>

Ein vergleichbar weitgestecktes, text- und kontextorientiertes Programm dürfte die Schwarzenbach-Forschung der nächsten Zeit – neben weiteren, überfälligen Editionen – beschäftigen, gewiss auch über den 100. Geburtstag hinaus. Denn das Interesse an Annemarie Schwarzenbach gründet eben nicht allein in der biographischen Faszination dieses „untröstlichen“ oder „gebrochen“ Engels, wie die immer wiederholten Zuschreibungen lauten, sondern im Werk einer Autorin, das auf radikale Weise jene Krisenerfahrungen und Identitätsstörungen reflektiert, die für die Moderne insgesamt und für die dreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts ganz besonders kennzeichnend sind. Annemarie Schwarzenbach stellt die seit Sprachkrise und Sprachkritik der Jahrhundertwende von 1900 nicht verstummte Frage nach Möglichkeiten und Bedingungen ästhetischer Repräsentation, „nach den Grenzen des Sagbaren“:

„Und ich lerne eine neue Sprache. Habe ich den Verstand verloren?“, heißt es in ›Das glückliche Tak. Hier formuliert sich ein hoher Anspruch an das eigene Schreiben und gleichzeitig eine zentrale Anliegen moderner Kunst: Die Frage nach der Artikulation jenseits einer fragwürdig gewordenen Rationalität, nach einer Sprache, die sich der Brüchigkeit des Signifikanten aussetzt und die Grenzen des Intelligiblen herausfordert. Für eine Autorin ihrer Generation ist dies ein selten formuliertes Projekt.<sup>22)</sup>

Ihr schriftstellerisches Projekt, an dem zu arbeiten ihr nur gut ein Dutzend Jahre vergönnt war – ihr erster größerer literarische Text, die „Novelle“ ›Erik‹ erschien 1929<sup>23)</sup>, ihre letzten zu Lebzeiten gedruckten Texte waren Reiseberichte aus Por-

<sup>21)</sup> <http://www.duits.ugent.be/index.php?id=66&type=content>

<sup>22)</sup> FÄHNDERS und ROHLF, Einleitung (zit. Anm. 15), S. 9.

<sup>23)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Erik. Novelle, in: Neue Zürcher Zeitung, 13. Oktober 1929, Nr. 1962; bisher nicht wieder nachgedruckt.

tugal aus dem Jahr 1942 – bleibt auszuloten. Die folgenden Überlegungen zielen auf Schreibstrategie und Selbstreflexion bei Annemarie Schwarzenbach – auf ihr „schreiben zu wollen, um jeden Preis“<sup>24</sup>), um eine dem Titelzitat dieses Aufsatzes verwandte Selbstaussage zu zitieren. Dabei geht es vor allem um ihre Reisetexte, um jene Texte, die sich mit dem Fremden und dem Anderen befassen und die auch zumeist in der Fremde niedergeschrieben wurden. In ihnen scheinen Schreibstrategie und Selbstreflexion, scheint das problematisch gewordene Ausloten von „Sagbarem“ besonders manifest.

## 2. „[...] immer fort zu müssen.“

Annemarie Schwarzenbach gehört jener Generation an, für die Reisen etwas Selbstverständliches geworden ist, nicht nur in den eher privilegierten Kreisen, zu denen sie zählt. In ihrem „Abenteuer einer Weltreise“ schreiben Erika und Klaus Mann:

Reisen: die Faszination des Begriffs ist heute so tief wie vor Jahrhunderten. Reisen, ins weite ziehen, auf und davon, in die ferne. Nichts anderes verlockte einst den Taugenichts das Blasen des Posthorns als uns heute Heulen der Dampfer und Lokomotiven, Getöse der Flugzeugpropeller. Täuschen wir uns nicht, es ist die gleiche Verführung.<sup>25</sup>)

„Jene Gesellschaft, die man die bürgerliche nennt“, registriert Siegfried Kracauer 1927, „frönt heute der Lust am Reisen und Tanzen mit einer Hingabe, wie keine frühere Epoche.“<sup>26</sup>) Für Annemarie Schwarzenbach und ihre Generations- und Weggefährten wie Ruth Landshoff-Yorck (Jahrgang 1904), Erika Mann (Jahrgang 1905), Klaus Mann (Jahrgang 1908) bedeutet ‚Reisen‘ eine quasi ‚normale‘ Existenzweise, bei der die „raumzeitliche Passion“ des Reisens, so Kracauer, längst keinen biographischen Ausnahmefall mehr darstellt. Klaus Mann schreibt 1932 von den „Zwangsideen unserer Generation: immer fort zu müssen.“<sup>27</sup>) Und Schwarzenbachs Romanfiguren habe nichts anderes zu tun, als „von Reisen“ zu sprechen, „von endlos weiten Reisen“, so in ihrem Romanerstling ›Freunde um Bernhard‹ (1931).<sup>28</sup>) Nichts liegt diesen Kreisen daher ferner als ein Reisen „mit dem Baedeker in der Hand und dem fertigen Programm in der Tasche“, wie Annemarie Schwarzenbach

<sup>24</sup>) Brief von Annemarie Schwarzenbach an Alfred Wolkenberg, 4. Januar 1939, unveröff.; zit. nach ROGER PERRET, „Meine ins Ferne und Abenteuerliche verbannte Existenz“, in: ANNE-MARIE SCHWARZENBACH, *Alle Wege sind offen. Die Reise nach Afghanistan 1939/1940*. Ausgewählte Texte. Mit einem Essay von ROGER PERRET (= *Ausgewählte Werke* 7), Basel 2000, S. 139–167, hier: S. 160.

<sup>25</sup>) ERIKA und KLAUS MANN, *Rundherum. Abenteuer einer Weltreise* (1929), Reinbek 1982, S. 25.

<sup>26</sup>) SIEGFRIED KRACAUER, *Die Reise und der Tanz*, in: DERS., *Das Ornament der Masse. Essays*. Mit einem Nachwort von KARSTEN WITTE (= st 371), Frankfurt/M. 1977, S. 40–49, hier: S. 40.

<sup>27</sup>) KLAUS MANN, *Treffpunkt im Unendlichen*. Roman. Mit einem Nachwort von FREDRIC KROLL (= roforo 22656), Reinbek 1999, S. 141.

<sup>28</sup>) SCHWARZENBACH, *Freunde um Bernhard* (zit. Anm. 18).

einmal notiert.<sup>29)</sup> In der Romanfiktion, in der Imagination der Romanhelden werden Reisen gefeiert, Reiseziele scheinen beliebig abrufbar. Das gilt für die Figuren in Schwarzenbachs ›Pariser Novelle‹ (1929) ebenso wie für die Protagonisten in Annemarie Schwarzenbachs zweitem Roman, der ›Lyrischen Novelle‹ (1933):

Jetzt stellte ich mir vor, dass ich mit Sibylle reisen könnte, und vor mir erstanden Hafenstädte, breite Flüsse mit schaukelnd getriebenen Booten, Steppen, wandernden Tierherden, Flugplätze mit frischen Holzbaracken, Lastautomobile auf weißen Strassen und glühende Sonne über gedeckten Veranden.

„Am besten würden wir dann gar nicht mehr zurückkommen“, sagte ich.<sup>30)</sup>

Für viele der in den zwanziger Jahren sozialisierten Intellektuellen (von denen nicht wenige als Jugendliche, so auch Annemarie Schwarzenbach, mit dem *Wandervogel* zu tun hatten) scheint Reisen die souveräne Verfügung über andere Orte und Räume, Städte und Metropolen – Berlin, Paris, Venedig – zu bedeuten. Es ist ein Reisen, das „zum reinen Raumerlebnis sich reduziert“.<sup>31)</sup> Eine solche später auch von Annemarie Schwarzenbach kritisierte Reisepraxis mag aus der Bemerkung einer zeitgenössischen Autorin deutlich werden, die 1933 bemerkt: „Etwas wirklich Romantisches ist unsere Reisesehnsucht, und je weiter und abenteuerlicher die Reisen sind, desto schöner ist es. Nordpol, Afrika, Südsee, ein Flug um die Welt: das sind unsere Sehnsüchte.“<sup>32)</sup> Das klingt, ganz zeittypisch, wie ein Reiseprospekt der Globalisierung *avant la lettre*. Aber wohl auch die Reise-, vor allem die Großstadterfahrungen, die Annemarie Schwarzenbach und ihre „vagabundierenden“<sup>33)</sup> intellektuellen Weggefährten („sehr viel auf Reisen, ohne feste Arbeit, ganz angewiesen auf ihr Talent“<sup>34)</sup>), aufschreiben, deuten auf eine tendenzielle Beliebigkeit, Austauschbarkeit, Verwechselbarkeit von urbanen und anderen Räumen, über deren raumzeitliche Dimension jedenfalls diese Reisenden souverän zu verfügen scheinen. Dabei gib es eine charakteristische Ausnahme: das sozialistische Moskau, das Annemarie Schwarzenbach 1934 besucht und eine durchaus andere Wahrnehmung als etwa die von Berlin oder Paris zu erfordern scheint, soll das Besondere dieser Stadt angemessen in den Blick geraten.<sup>35)</sup> Anders als in Paris und Berlin bewegt sich Annemarie Schwarzenbach in Moskau erkennbar nun in einer ‚Fremde‘,

<sup>29)</sup> Annemarie Schwarzenbach wusste in Sachen Reiseführer sehr genau Bescheid: Zusammen mit HANS RUDOLF SCHMID hat sie für zwei ‚alternative‘ Reiseführer geschrieben: Das Buch von der Schweiz. Ost und Süd, hrsg. von EDUARD KORRODI (= Was nicht im Baedeker steht XV), München 1932; – Das Buch von der Schweiz. Nord und West (= Was nicht im Baedeker steht XVI), München 1933.

<sup>30)</sup> SCHWARZENBACH, *Lyrische Novelle* (zit. Anm. 18), S. 43.

<sup>31)</sup> KRACAUER, *Die Reise und der Tanz* (zit. Anm. 26), S. 41.

<sup>32)</sup> SUSANNE KRAMMER, *Wir sind gar nicht sachlich!*, in: *Der Querschnitt* 13 (1933), S. 205.

<sup>33)</sup> So charakterisiert Annemarie Schwarzenbach einmal Erika Mann in einem Brief an sie; Brief vom 19. Januar 1931, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (zit. Anm. 14), S. 44.

<sup>34)</sup> Brief an Carl Jacob Burckhardt vom 15. Mai 1932, in: Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Carl Jacob Burckhardt, in: Annemarie Schwarzenbach. *Analysen und Erstdrucke* (zit. Anm. 2), S. 229–278, hier: S. 253f.

<sup>35)</sup> Vgl. dazu WALTER FÄHNDERS, *Paris, Berlin, Moskau und das ‚Glückliche Tal‘*. Zu Annemarie Schwarzenbachs Städte- und Reiseprosa, in: *Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die*

die allerdings primär ideologisch, weniger räumlich bestimmt ist. Sie nimmt die oder das Fremde weniger als das ‚Andere‘ einer Stadt, sondern als das ‚Andere‘ des Sozialismus wahr, ihre bekannten Muster von Reise- und Großstadt Wahrnehmung greifen hier nicht.

Um erneut Kracauer zu zitieren: „Woher es denn rührt, daß [...] die Reise à la mode nicht eigentlich mehr dazu dient, die Sensation fremder Räume zu genießen – ein Hotel gleicht dem andern und die Natur dahinter ist den Lesern der illustrierten Zeitschriften bekannt – sondern um ihrer selbst willen unternommen wird.“<sup>36)</sup> Es sind in den dreißiger Jahren die Orient- und Asienreisen, die bei Annemarie Schwarzenbach aus dem mainstream der zitierten „Reise à la mode“ herausfallen und offenbar ganz besondere Erfahrungen vermittelt haben. „Die Menschen sind heimisch sowohl zuhause wie anderwärts oder auch nirgends zuhause“<sup>37)</sup>, diagnostizierte Kracauer und machte damit auf jenes Moment aufmerksam, wo ‚Reisen‘ zu einer Bewegung des ‚outside‘, zu einer der Form des Exils oder verwandten Existenzweisen avancieren oder umschlagen kann. In einem Brief schreibt Annemarie Schwarzenbach einmal von ihrem „jenseitigen Exil“.<sup>38)</sup> Dabei fällt auf, dass Annemarie Schwarzenbach – als Antifaschistin mit der Exil-Problematik gerade ihrer deutschen Weggefährten wie Klaus und Erika Mann, Ruth Landshoff-Yorck u. a. hautnah vertraut – für sich bzw. für ihre literarischen Figuren Termini wie Exil, Flucht und Verbannung übernimmt und deren politische Semantik zu einer umfassenden Nichtsesshaftigkeit ausweitet bzw. entschärft. Es bliebe zu prüfen, ob sie nicht auf ihre Weise einen frühen Beitrag zu dem Kapitel „Exil als Lebensform“<sup>39)</sup> geschrieben hat, über das gegenwärtig in der Debatte über Exil diskutiert wird.<sup>40)</sup>

Bleibt die Inszenierung von Heimatlosigkeit, Nichtsesshaftigkeit, intellektuellem und emotionalem Nomadentum. Wenn „das zentrale Thema“ bei Schwarzenbach „nicht Identitätsbildung, sondern Identitätsauflösung“ ist, so ist durchaus zu folgern: „Das eigene Selbst zu lokalisieren scheitert. So lesen wir in ›Tod in Persien‹: ›Wir sind ja schon an den Zustand gewöhnt, der uns in diesem Land eigentümlich ist: Wir sind keinen Augenblick frei, wir sind nicht ‚wir selbst‘, die Fremde gewinnt Macht über uns und entfremdet uns unserem eigenen Herzen.“<sup>41)</sup> Aber dies gilt,

---

Metropolen, hrsg. von WALTER FÄHNDERS, NILS PLATH, HENDRIK WEBER und INKA ZAHN (= Reisen Texte Metropolen. Bd. 1), Bielefeld 2005, S. 91–106.

<sup>36)</sup> KRACAUER, Die Reise und der Tanz (zit. Anm. 26), S. 41.

<sup>37)</sup> Ebenda.

<sup>38)</sup> Brief von ANNEMARIE SCHWARZENBACH AN KLAUS MANN Ende Januar 1939 aus der Klinik Yverdon, in der sie ›Das glückliche Tal‹ schreibt, in: „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“ (zit. Anm. 14), S. 172ff., hier: S. 173.

<sup>39)</sup> EBERHARD LÄMMERT, „Oftmals such’ ich ein Wort“: Exil als Lebensform, [http://www.inst.at/trans/15Nr/03\\_1/laemmert15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/03_1/laemmert15.htm)

<sup>40)</sup> Vgl. resümierend: TOBIAS LACHMANN, ›Exil‹ als literarisches Projekt. Nomadische Diskursformen in Klaus Manns ›Der Vulkan. Roman unter Emigranten‹, in: Nomadische Existenzen. Vagabondage und Boheme in Literatur und Kunst des 20. Jahrhunderts. Mit einer Artur Streiter-Bibliographie, hrsg. von WALTER FÄHNDERS, Essen 2007, S. 75–101.

<sup>41)</sup> UECKMANN, Gebrochene Bilder (zit. Anm. 10), S. 233.

wohlgemerkt, nicht uneingeschränkt. Die Transgressionen, die geradezu experimentell erprobt werden, werden nur in jenen literarischen Terrains vollzogen, die auch ästhetisch dazu imstande oder geeignet sind. Nicht Schwarzenbach unterliegt einer „Identitätsauflösung“, das hieße ihre Arbeiten umstandslos biographisch zu deuten, aber wie keine andere hat sie Identitätsauflösung zum Thema gemacht.

Jedenfalls signalisieren dies ihre Reisen und ihre Reisetexte, in denen es um eine Art „existenzielle Kategorie der Selbsterfahrung“<sup>42)</sup> geht und nicht um eine wie auch immer geartete und motivierte Suche etwa nach Exotik. Insofern ist für Schwarzenbach zu Recht von einem „subjektiven Reisen als ‚Transgression zum Eigenen hin‘ gesprochen worden, wobei eine ‚stabile räumliche Fixierung des Eigenen als Grundlage für die Konstruktion von Alterität‘ zunehmend in Frage gestellt wird“.<sup>43)</sup> Die Reflexionen, die Annemarie Schwarzenbach auf ihren Reisen über das Reisen anstellt und die Bilder und Metaphern, die sie für ihre Wahrnehmung des Fremden findet, geben darüber ebenso Aufschluss wie die Tatsache, dass es der Orient ist, der derartige Reflexionsprozesse in Gang setzt.

### 3. Die Orientreisen

1932 schreibt Annemarie Schwarzenbach aus Berlin an Claude Bourdet:

Vous savez que je hais le nationalisme et que j'aime par contre la culture commune à toute l'Europe. Où trouve-t-on encore aujourd'hui si ce n'est là où elle a été fondée? Et il en existe des témoignages formidables et fascinants, de Mycènes et Cnossos jusqu'à Ur, Kish ou Tell Halaf [...].<sup>44)</sup>

Während ihrer längeren Berlinaufenthalte zwischen 1931 und 1933 hat sie offenkundig die einschlägigen Museen der Hauptstadt besucht, die ausdrückliche Erwähnung von Tell Halaf verweist auf das gleichnamige Museum in Berlin-Charlottenburg mit den Funden aus den bis 1929 währenden Ausgrabungen des deutschen Archäologen Max von Oppenheim. Aufschlussreich ist, dass Schwarzenbach das im heutigen Syrien gelegene Tell Halaf oder auch Ur im selben Atemzug wie Knossos und Mykene nennt und zu den Gründungsorten Europas rechnet.

Ihr Orient- und Asieninteresse manifestiert sich auch in der bereits 1932 geplanten Persienreise, zu der sie im Mai 1932 zusammen mit Klaus und Erika Mann und Ricki Hallgarten aufbrechen wollte und die wegen des Selbstmordes von Hallgartens am Vorabend des Reisebeginns abgesagt wurde – „Die Expedition war eigentlich in jeder Hinsicht gut vorbereitet, wir wollten durch Klein Asien bis Per-

<sup>42)</sup> KERSTIN SCHLIEKER, „Nach Osten! Anderen Himmeln entgegen!“. Annemarie Schwarzenbachs Asienreisen im Spiegel ihrer Texte, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 169–185, hier S. 183.

<sup>43)</sup> UECKMANN, Gebrochene Bilder (zit. Anm. 10), S. 231. Die Zitate im Zitat beziehen sich auf HERMANN HERLINGHAUS, Zur neuen Krise der kosmopolitischen Imagination. Kritische Anmerkungen zur Reisetrajectory in der Moderne, in: Berlin, Paris, Moskau (zit. Anm. 35), S. 271–283, hier: S. 271 und S. 274f.

<sup>44)</sup> Brief vom 4. Juli 1932, unveröff., zit. nach MIERMONT, Annemarie Schwarzenbach (zit. Anm. 11), S. 96f.

sien u. durch Russland zurückfahren.“<sup>45</sup>) 1933 bereiste Annemarie Schwarzenbach dann erstmals den Vorderen Orient, wo sie insgesamt sechs Monate in der Türkei, Syrien, Libanon, Palästina, Irak und Persien verbrachte und darüber ihr Journal ›Winter in Vorderasien<sup>46</sup>), den in authentischer Form noch unveröffentlichten Novellenzyklus ›Der Falkenkäfig<sup>47</sup>) sowie Reportagen und Reiseberichte schrieb. Nach Persien wird sie insgesamt viermal reisen, so oft wie in kein anderes Land (außer Deutschland), und sich auch an archäologischen Ausgrabungen beteiligen, also gehalten sein, einen durchaus ›objektiven‘ Blick der Historikerin (die sie im Übrigen durch ihr Studium war) zu üben. Ihr postum ediertes Reisetagebuch ›Tod in Persien‹ und das darauf fußende ›Glückliche Tal‹ haben Persien zum Thema. 1939 bricht Annemarie Schwarzenbach gemeinsam mit Ella Maillart nach Afghanistan auf, wo sie schriftstellerisch ungemein produktiv ist und von wo aus sie, angesichts des Beginns des Zweiten Krieges, Anfang 1940 nach Europa zurückkehrt, um sich dann in die USA und nach Afrika zu begeben. Asien hat sie seither nicht mehr besucht.

Viele ihrer Reflexionen über das Reisen beziehen sich auf die Orientreisen – erschien die Reise in die Großstadt durchaus als beherrschbar, weil das Ich über zentrale oder als zentral gehandelte urbane Orte souverän verfügte, so bildete die Reise in den Orient offenkundig Anlass zu Irritation, Reflexion, oder bot auch den Wunsch zu neuem Verstehen. Als Ziel der Afghanistanreise formuliert Annemarie Schwarzenbach gegenüber Ella Maillart noch vor Antritt der Reise: „Si ce voyage serait une fuite, un expériment, un risque. Non, il est une simple nécessité. [...] il faut que je détache de moi-même, que je me laisse absorber par notre monde, voir, apprendre, comprendre.“<sup>48</sup>) Die äußeren biographische Rahmendaten dieser Orientreisen sind hier nicht zu rekonstruieren<sup>49</sup>), wohl aber der genauere kulturhistorisch zu fixierende Ansatz einer privilegierten Europäerin, die ihrer familiären, kulturellen, sozialen und politischen Herkunft kritisch gegenüber steht und deren sexuelle Orientierung sie zudem in eine gewisse Opposition bzw. Außenseiterinnen-Rolle geführt hat: „Der Osten war die Wüste, die unaufhörliche Einöde des Sonneaufgangs, die dornige Steppe der Besinnung.“<sup>50</sup>)

<sup>45</sup>) Brief an Carl Jacob Burckhardt vom 15. Mai 1932, in: Briefe von Annemarie Schwarzenbach an Carl Jacob Burckhardt, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 229–278, hier: S. 253.

<sup>46</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise, Zürich, Leipzig, Stuttgart, Wien 1934; [Neuausgabe ohne Hrsg.]: Basel 2002 (= Lenos Pocket 68).

<sup>47</sup>) Vgl. HELGA KARRENBROCK, Nomadische Bewegung. Der „Falkenkäfig“, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 99–122.

<sup>48</sup>) Unveröff.; zit. nach PERRET, „Meine ins Ferne und Abenteuerliche verbannte Existenz“ (zit. Anm. 24), S. 162, Anm. 14.

<sup>49</sup>) Vgl. MIERMONT, Annemarie Schwarzenbach (zit. Anm. 11).

<sup>50</sup>) ANNEMARIE CLARK, Nach Westen, in: National-Zeitung, 21. Mai 1940, Nr. 230, Abendblatt, S. 2, wieder in: ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933–1942, hrsg. von REGINA DIETERLE und ROGER PERRET. Mit einem Nachwort von REGINA DIETERLE (= Ausgewählte Werke 3), Basel 1990, S. 255–258, hier: S. 256.

#### 4. *Reisereflexion*

Die Erfahrungen der Asienreisen, dies vorweg, machen deutlich, dass hier „die Beziehungen von Identität und Örtlichkeit auf eine unheimliche Weise mehrdeutig werden“.<sup>51)</sup> Diese Mehrdeutigkeit äußert sich in zahlreichen Reisereflexionen und in Reflexion des Schreibens, ohne dass Annemarie Schwarzenbach geschlossene Theorien darüber entworfen hätte. Wie eng Reisen und Schreiben zusammengedacht werden, erweist eine Kernstelle aus ›Das glückliche Tal:

Und ich breche auf. – Befreiung! Befreiung! Einzige Freiheit, die uns geblieben ist! [...] Und ich lerne eine neue Sprache. Habe ich den Verstand verloren? – Wer nicht dreißig Jahre hinter Schloss und Riegel zubringen will, tut gut daran, sich rechtzeitig davonzumachen: es gibt neue Erden, neue Sprachen, andere Völker, die nicht in festen Häusern wohnen.<sup>52)</sup>

Der Tenor dieser Passage ist universalistisch: Aufbruch als Ausbruch – es geht um neue Sprache, neue „Erden“, neue Welten, um das „Fest des Aufbruchs“<sup>53)</sup>, um den metaphorischen „Morgenglanz des Aufbruchs!“<sup>54)</sup> Die „Stunde des Aufbruchs“<sup>55)</sup> ist eine ganz und gar exponierte Stunde. Eine fixierbare raumzeitliche Teleologie von Reise oder Reisen verweigert die Autorin. „Wir werden bald verreisen, nicht wahr“, heißt es bereits in ihrem Romanerstling, „wir werden auf den großen Strassen fahren bis dahin, wo die Ferne zu Ende ist, und dann hinein in eine neue, noch unerreichbarere.“<sup>56)</sup> Damit ist einer Selbstbewegung des Reisens das Wort geredet, die zunächst auf Kracaues Prognose vom Selbstzweck des ‚modernen‘ Reisens verweist. In der Rezension zu einem Reisebuch von Ella Maillart zitiert Annemarie Schwarzenbach 1939 Charles Baudelaires berühmten Vers von den wahren Reisenden, die abreisen um abzureisen – „Mais les vrais voyageurs sont ceux-là seuls qui partent | Pour partir“ – und in dem es ja auch heißt: „Et sans savoir pourquoi, disent toujours: Allons!“<sup>57)</sup>

Damit ist einem etwa ethnographischen Reiseinteresse der Erkundung von Fremdheit ebenso widersprochen wie jenem Erkenntnisinteresse, das Walter Benjamin zu Beginn seines Denkbildes ›Moskau‹ 1927 auf klassische Weise formuliert hat: „Schneller als Moskau selber lernt man Berlin von Moskau aus sehen.“<sup>58)</sup> Während

<sup>51)</sup> HERLINGHAUS, Zur neuen Krise der kosmopolitischen Imagination (zit. Anm. 43), S. 275.

<sup>52)</sup> SCHWARZENBACH, Das glückliche Tal (zit. Anm. 16), S. 63; Zitate hieraus im Folgenden direkt im Text mit der Sigle: GT.

<sup>53)</sup> ANNEMARIE CLARK, Nach Westen, in: National-Zeitung, 21. Mai 1940, Nr. 230, Abendblatt, S. 2, wieder in: SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite (zit. Anm. 50), S. 255–258, hier: S. 255.

<sup>54)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Die Reise durch den Suez-Kanal, in: SCHWARZENBACH, Alle Wege sind offen (zit. Anm. 24), S. 132–136, hier: S. 136 (zuerst u. d. T. ›Fahrt durch den Suez-Kanal, in: Luzerner Tagblatt, 21. September 1940, Nr. 223, S. 13f.).

<sup>55)</sup> So z. B. in: SCHWARZENBACH, Die vierzig Säulen der Erinnerung, unveröff. Typoskript, im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern.

<sup>56)</sup> SCHWARZENBACH, Freunde um Bernhard (zit. Anm. 18), S. 185.

<sup>57)</sup> ANNEMARIE CLARK, „Verbotene Reise“, in: Neue Zürcher Zeitung, 24. Februar 1939, Nr. 346, Abendausgabe, S. 7.

<sup>58)</sup> WALTER BENJAMIN, Moskau, in: DERS, Gesammelte Schriften, hrsg. von ROLF TIEDEMANN und HERMANN SCHWEPPENHÄUSER, Frankfurt/M. 1972. Bd. IV/1, S. 316–348, hier: S. 316.

Benjamin mit diesem erkenntnistheoretischen Paukenschlag die Fremdwahrnehmung als Medium auch der genaueren Erkenntnis des ‚Bekanntens‘ fasst, verweist Annemarie Schwarzenbachs Aufbruchmetaphorik und -rhetorik nicht auf Eigenwahrnehmung zum Erkennen des Anderen oder Fremden, sondern auf die Transgression nach innen: „Reisen ist Aufbrechen ohne Ziel, nur mit flüchtigem Blick umfängt man ein Dorf und ein Tal, und was man am meisten liebt, liebt man schon mit dem Schmerz des Abschieds.“<sup>59)</sup> Das Moment des Flüchtigen, das hier neben dem Anti-Teleologischen als Konstituente der Reise zugemessen wird,<sup>60)</sup> führt erneut auf die Kategorie der Moderne zurück; neben dem radikal Neuen gilt gerade diese „Aufwertung des Transitorischen, des Flüchtigen, des Ephemeren“ zu Recht als ihr Charakteristikum.<sup>61)</sup> Insofern markieren Ziellosigkeit und Flüchtigkeit des Reisens eine Selbstbewegung, der gerade wegen ihrer Ungerichtetheit und ihrer Lösung von profanen Zwecken und Bindungen eine metaphysische Dimension zugemessen wird. In einem unveröffentlicht gebliebenen Afghanistan-Artikel thematisiert Annemarie Schwarzenbach 1940 erneut die Nähe von Schreiben und Reisen und beschreibt eingangs eine Art Versuchsanordnung, die sie auch deshalb arrangiert, weil sie den Text erst nach Beendigung der Reise, nun bereits in den USA, niederschreibt:

Heute über ein fernes, asiatisches Land zu schreiben, bedeutet für mich immer eine Versuchung, – die Versuchung, mich selbst innerlich weit weg zu begeben von der Welt der uns täglich umgebenden Tatsachen und Probleme, – genau wie ich beim Antritt einer grossen Reise von allen Gewohnheiten des Alltags Abschied nahm, und glaubte, ich würde jenseits einer mir noch unbekanntes Grenze auf meinem Wege ein ganz anderes, ganz neues Leben finden, ein Leben ohne Traditionen, Konventionen und Gesetze, – eine Form der Freiheit, eine absolute Form. Und dieser Wunsch, die Sehnsucht nach dem Absoluten, ist ja wohl der eigentliche Antrieb jedes echten Reisenden. Vermutlich bin ich ein solcher unheilbarer Reisender.<sup>62)</sup>

Die „Versuchung“ zu schreiben führt die Verfasserin gleichsam in eine Wüste, jedenfalls „weit weg von der Welt“ – die „Sehnsucht nach dem Absoluten“ wird zum *Movens* fürs Reisen. Das *À-la-mode*-Reisen ist damit definitiv widerrufen zugunsten eines Reisens um des Reisens willen, im Sinne von Baudelaires „Allons“ und Schwarzenbachs „Aufbruch“. Das Spielerische ihrer Reiseauffassung, das ihr Mitte der dreißiger Jahre noch gestattete, vom „Zauber, unterwegs zu sein“, zu sprechen, vom „Geheimnis der Namen“ zu schwärmen, „die sich erst mit Inhalt und Leben füllen“, und das „Wirklichkeitwerden eines Traums“<sup>63)</sup> zu beschwören, ist nun einem wie auch immer zu definierendem ‚Absoluten‘ gewichen.

<sup>59)</sup> ANNEMARIE CLARK-SCHWARZENBACH, Ankunft in Mallorca, in: National-Zeitung, 11. Juni 1936, Nr. 264, Abendblatt, S. 1.

<sup>60)</sup> Bereits Baudelaire hatte in seiner immer wieder herangezogenen Bestimmung von ‚modernité‘ dieses Element des Instabilen hervorgehoben (in seinem ›*Peintre de la vie moderne*‹, 1863): „Die Modernität ist das Vorübergehende, das Entschwindende, das Zufällige, ist die Hälfte der Kunst, deren andere Hälfte das Ewige und Unabänderliche ist.“

<sup>61)</sup> Vgl. WALTER FÄHNDELS, *Avantgarde und Moderne 1890–1933*, Stuttgart und Weimar 1998, S. 3.

<sup>62)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Afghanistan [Mai 1940], unveröff. Typoskript, im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern.

<sup>63)</sup> CLARK-SCHWARZENBACH, Ankunft in Mallorca (zit. Anm. 59).

Nicht zuletzt durch den Krieg wird ein Reisen, das sich den austauschbar gewordenen touristischen Sensationen hingibt, mit deutlichen Worten verworfen – so in einer ihrer wenigen ausführlicheren Auseinandersetzungen mit dem Reisen, die Annemarie Schwarzenbach in einem ihrer späten Texte aus Marokko (1942), nunmehr reichhaltige und einschlägige eigene Reiseerfahrungen aus fünf Kontinenten verarbeitend, problematisiert. Sie konstatiert in diesem hier genauer vorzustellenden Schlüsseltext, dass „diese Zeit“ wegen des Krieges zum „Reisen nicht geeignet“ sei, und kritisiert dabei eine Spezies von „Weltenbummler“, die es verstünden,

ein Land mühelos mit dem nächsten zu vertauschen, römische Ruinen mit griechischen, die Sphinx mit mexikanischen Pyramiden, die persischen Totentürme mit nordischen Heldengräbern und den Tag im Osten mit der Nacht im Westen. Diese Touristen pflegten leicht die Meinung zu verbreiten, die Welt sei am Ende ein nicht allzu grosser Tummelplatz und in langweilige und weniger langweilige Länder eingeteilt, nach Massgabe des Reizvollen, Neuen und Seltenen, das sie zu bieten hätten, und ohne dass doch der Unterschied zwischen den Kulis in Siam und denen auf Jamaika schliesslich nennenswert sei.<sup>64)</sup>

Solchen Reisenden wird nicht nur keine wirkliche oder authentische Wahrnehmung der Reiseziele zugetraut – im Gegenteil,

viele solche Weltreisende wurden durch die allzu zahlreichen Genüsse abgestumpft [...]. Im Innern solcher Reisenden ging es zu wie auf dem babylonischen Turm, und wenn sie heimkehrten, hatten sie verlernt, die Sprache ihrer Mitmenschen, den Duft der Wiesenblumen, den Lerchenklang und die Kirchenglocken in ihrem Dorf zu erkennen: Ja, die Welt schien ihnen, weil sie abgestumpft waren, noch eintöniger und langweiliger als zuvor.

An dieser Stelle thematisiert Annemarie Schwarzenbach sodann die Heimischen, die Nicht-Reisenden, deren Imagination der „Fremde“ sie als durchweg exotisch charakterisiert: Sie

stellten sich unter der Fremde etwas Unerhörtes vor. Sie dachten an ewiges Nordlicht und Wüstenbrände, an Zaubergärten in Bagdad, an Rosenbalsam, an das reiche Amerika – ganz so, als genügten die fremden Genüsse und eine veränderte Umgebung, um den Menschen zu verändern, aus dem Kerker seiner eigenen Persönlichkeit zu befreien und glücklich zu machen.

Beiden aber, den Weltenbummlern wie den Häuslichen, ruft die Autorin zu, „dass die Welt zwar wahrhaft ein Ort von Zaubergärten und babylonischen Türmen sei, so sehr wie ein Ort öder Langeweile und Kerkerhaft, dass aber der magische Schlüssel des Glücks an keinem Platz und Plätzchen auf der Erdkugel verborgen liege“ – sondern der „Schlüssel“, dieses Leben „zu ertragen, immer und überall, sei in unsere eigenen Hände gegeben ...“<sup>65)</sup>

Dies ist ein spätes Diktum, das erkennbar von den Veränderungen des Weltkrieges, der den „Erdball nur noch als strategische Landkarte“<sup>66)</sup> kennt, geprägt

<sup>64)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Marokkanische Erntezeit, in: National-Zeitung, 18. Juni 1942, Nr. 275, Abendblatt, S. 2, wieder in: SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite (zit. Anm. 50), S. 313–316, hier: S. 313; hier auch die folgenden Zitate.

<sup>65)</sup> Ebenda, S. 313f.

<sup>66)</sup> Ebenda, S. 314.

ist, aber auch von den US-amerikanischen Erfahrungen, die Annemarie Schwarzenbachs Reisen merklich verändert haben, wie ihre Sozialreportagen beispielhaft zeigen. Gerade die Extremsituation des Krieges, mit dem sich Annemarie Schwarzenbach als Schweizerin (auch wenn sie durch ihre Heirat 1935 französische Staatsbürgerin geworden war) immer wieder auseinandersetzt, scheint der Reise-*f*aszination Abbruch zu tun:

Ja, wir sind wieder sesshaft geworden, und im Chaos der von grausamen Stürmen heimgesuchten Welt besinnen wir uns, um auf der eigenen Schwelle, im täglichen Leben der Heimat, ein wenig Harmonie und die Ahnung eines friedlichen, besseren Gesetzes zu finden.<sup>67)</sup>

In diesen Passagen wird nun einer neuen Sesshaftigkeit das Wort geredet, die auf die Verwüstungen des Krieges antwortet; Identität scheint durch ‚Heimat‘ möglich. Dies ist ein *Novum* gegenüber jener *F*aszination des Reisens, der sich Annemarie Schwarzenbach in den dreißiger Jahren geradezu exzessiv ausgesetzt hat – von der eher zeittypischen Reismanier über die anders geartete Moskauerfahrung bis hin zu den Orientbegegnungen, über die gleich zu handeln sein wird. In dieser nun stärkeren Ausrichtung auf eine Bindung, auf Heimat scheint aber gerade das noch auf, was offenbar das Besondere von Reisen ausmachen kann. Sie spricht in einer auffallend poetischen (und auffallend redundanten) Passage vom „gewöhnlichen Reisenden“, erkennbar ist das eigene Reisen gemeint:

Wer heute noch als gewöhnlicher Reisender in ein Land kommt, fühlt sich wie einer jener ersten, seltenen Weltreisenden und Abenteurer, die nach langen Seefahrten, Gefahren, Wüstenritten und Karawanenwegen an den Hof eines Sultans, in eine Stadt im Orient, in eine Oase oder einen Rebengarten in Turkestan gelangten, in das Zeltlager eines Mongolenfürsten, auf die Marmorschwelle eines indischen Palasts, in einen türkischen Bazar oder Sklavenmarkt. Staunend sah er fremde Gesichter, Trachten und Sitten, schmeckte fremde Gerichte und lebte wie im Traum. Noch staunender gewöhnte er sich an so viel Fremdes und erkannte bald, dass trotzdem das Leben seinen Lauf nahm, die Menschen daran teilhatten, und er mit ihnen.<sup>68)</sup>

Diese Besinnung auf die alten Reispioniere, die Orientfahrer und Abenteurer, insinuiert ein authentisches Reisen, das noch ‚Staunen‘ als Wahrnehmungsform des Anderen kannte, das deren Sinnlichkeit, das ‚Schmecken‘, betont und den ‚Traum‘ als realitätsübergreifende Reiseerfahrung gleichermaßen akzeptiert wie anstrebt. Diese Passage erinnert an die Bedeutung jener *F*irst-Contact-Szenen, in denen die Begegnung oder der Clash mit fremden Kulturen erstmals und blitzartig aufleuchtet und auf deren Relevanz in den Kulturwissenschaften seit geraumer Zeit aufmerksam gemacht wird.<sup>69)</sup> Gewiss ist dies nicht die Reiseerfahrung von „gewöhnlichen Reisenden“, wohl aber eine Reisekonzeption, die deutlich auf Annemarie Schwarzenbachs eigenen Reisen, die Asienreisen vor allem, hindeutet, und die im Reisen ein Synonym für die Existenz überhaupt sieht: „Unser Leben gleicht

<sup>67)</sup> Ebenda, S. 315.

<sup>68)</sup> Ebenda, S. 314f.

<sup>69)</sup> Vgl. KLAUS R. SCHERPE, Die *F*irst-Contact-Szene. Kulturelle Praktiken bei der Begegnung mit dem Fremden, in: *Weimarer Beiträge* 44 (1998), H. 1, S. 54–73.

der Reise ...“<sup>70</sup>, heißt es am 1. November 1939 in ›Die Steppe‹, „und so scheint mir die Reise weniger ein Abenteuer und Ausflug in ungewöhnliche Bereiche zu sein als vielmehr ein konzentriertes Abbild unserer Existenz [...].“<sup>70</sup>) Und insofern ist für Annemarie Schwarzenbach

die Reise, die vielen als ein leichter Traum, als ein verlockendes Spiel, als die Befreiung vom Alltag, als Freiheit schlechthin erscheinen mag, [...] in Wirklichkeit gnadenlos, eine Schule, dazu geeignet, uns an den unvermeidlichen Ablauf zu gewöhnen, an Begegnen und Verlieren, hart auf hart.<sup>71</sup>)

### 5. *Reise, Flucht, Exil*

Annemarie Schwarzenbachs Reisen stehen im Kontext von Transgression und Selbsterfahrung, ihre auf Traum und Absolutheit zielenden Reisebestimmungen sind weniger ethnographische Fremd- denn existenzielle Eigenwahrnehmung. Das heißt nicht, dass Schwarzenbach die Realitäten ihrer fremden Umgebung nicht reflektiert, analysiert, beschrieben hätte. Dass sie sich in Kabul bewusst um die Aufrechterhaltung des europäischen Lebensstils bemüht (man hört „Grammophon-Konzerte“, eine Mozart-Oper, eine Suite von Bach und Anderes mehr)<sup>72</sup>) verweist ja auf Differenzbewusstsein.

Annemarie Schwarzenbach hat gerade über Afghanistan äußerst hellsichtige Reportagen verfasst, beispielsweise über die prekäre Lage der Nomaden<sup>73</sup>), wobei sie sehr genau entwickelt, welchen Preis gerade die Nomaden für die Modernisierung der Gesellschaft zu zahlen haben: Identitätsverlust bei der Zwangsansiedlung, Unterwerfung unter die Disziplin der Lohnarbeit: „Weder in der Türkei, noch in Persien, noch etwa in den sowjetrussischen Kaukasusländern habe ich den sicht- und greifbaren Einbruch eines neuen, mit der westlichen Technik zusammenhängenden Lebensstils als so bitter, so vernichtend empfunden wie in Afghanistan.“<sup>74</sup>)

Auch die Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau, beispielhaft entwickelt am Symbol des Tschador, ist ein ebenso brisantes wie im Übrigen aktuelles Thema, dem Annemarie Schwarzenbach sich des Öfteren widmet.<sup>75</sup>) Und wenn unter

<sup>70</sup>) ANNEMARIE CLARK, Die Steppe, in: National-Zeitung, 1. November 1939, Nr. 508, Abendblatt, S. 2f.; wieder in: SCHWARZENBACH, Alle Wege sind offen (zit. Anm. 24), S. 31–37, hier: S. 31.

<sup>71</sup>) Ebenda, S. 34.

<sup>72</sup>) ANNEMARIE CLARK, Mobilisiert in Kabul ..., in: Die Weltwoche, 1. Dezember 1939, Nr. 316, S. 9, 13; wieder in: SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite (zit. Anm. 50), S. 222–228, hier: S. 228.

<sup>73</sup>) Vgl. z. B. ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Nomaden als Achtstunden-Arbeiter, in: SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite (zit. Anm. 50), S. 250f. [Faksimile].

<sup>74</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH: Afghanistan (16. März 1940). Typoskript, im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern; auch zitiert bei PERRET, „Meine ins Ferne und Abenteuerliche verbannte Existenz“ (zit. Anm. 24), S. 148f.

<sup>75</sup>) Vgl. z. B. ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Der Tschador, in: SCHWARZENBACH, Auf der Schattenseite (zit. Anm. 50), S. 233–235.

dem Aspekt gegenwärtiger Orientalismus-Debatten noch nicht ausgemacht zu sein scheint, wie denn Schwarzenbachs Haltung als Orientreisende – als Frau, als lesbische Frau zudem – letzten Endes einzuschätzen sei, so ist auf jeden Fall festzuhalten: Blindheit gegenüber dem Fremden wird man ihren Reportagen nicht nachsagen können.<sup>76)</sup>

Nun existieren halbwegs stabile Gattungsnormen für journalistische und Reiseprosa, die die illustrierte und die Tagespresse publiziert und für die Annemarie Schwarzenbach bekanntermaßen gegen Honorar schrieb und fotografierte. Wollte sie nicht abgelehnt werden (wie es auch geschah), waren gattungseigene Regularien von Journalistik und Sozialreportage einzuhalten. Aber in anderen, z. T. zeitgleich verfassten Texten wird die eigene Dokumentaristik konterkariert, indem das Medium, die Textsorte zugunsten einer im eigentlichen Sinne literarischen, fiktionalen Prosa gewechselt wird. Orient- und Fremderfahrung werden nun anders gewendet, ganz deutlich etwa in dem unveröffentlichten Erzählzyklus ›Die vierzig Säulen der Erinnerung‹. Dass Schwarzenbach aber die unterschiedlichsten Textsorten erprobt – journalistische Arbeiten, literarische Texte im engeren Sinne des Fiktionalen, Autobiographisches (Tagebücher, Briefe), hier wäre nicht zuletzt die Fotografie zu nennen –, belegt nichts anderes als eine Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Repräsentationsverfahren und mag auch legitimieren, hier derart unterschiedliche Textsorten synthetisierend zu betrachten – geht es doch nicht um biographische Erhebungen, sondern um Konzeptualisierungen von Selbst- und Fremdbestimmungen.

Während ihre Asienreportagen also realitätsbewusst und insofern auch bei aller Originalität gattungskonform daherkommen, sind es andere, fiktional und poetisch angelegte Texte, die auf Unterminierung oder eine Infragestellung der journalistisch formulierten Identität hinsteuern. Ein kurz nach Beginn des Zweiten Weltkrieges geschriebener und am 1. Dezember 1939 in der Schweizer ›Weltwoche‹ erschienener Afghanistan-Artikel ist eine markante Nahtstelle zwischen kritischer Fremdwahrnehmung und Reflexion eigener durchaus kritisch gesehener und in Frage gestellter Identität. Zwei längere Auszüge können das zeigen:

Wochenlang unterwegs in den fernen Nordprovinzen Afghanisch-Turkestans, hatte ich es mir abgewöhnt, die Tage zu zählen oder täglich zu berechnen, wie viele Kilometer ich zurückgelegt hatte. Der Kilometerzähler meines Wagens war übrigens, gleich hinter Herat und der afghanischen Grenze, zerbrochen und hatte sich als überflüssig erwiesen.

Wohl war dieser eigenartige Zustand der Unschuld nicht immer bequem gewesen – man darf das Paradies nicht mit dem Schlaraffenland verwechseln –, es gab gnadenlos heiße Nächte, Wassermangel, vergebliche Kämpfe gegen Sandflöhe, Sanddünen, Sandstürme und andere ägyptische Plagen, es gab Stunden ratloser Einsamkeit, man blieb allein mit seinem Heimweh und einer ungewissen Zukunft, die Bäume wuchsen nicht immer in den Himmel, die Trauben nicht in den Mund. Manchmal wurden die Gewohnheiten des alten Ego wach, man wurde ‚nervös‘, wollte ein Ziel haben und es beim Namen nennen können [...]. Ja, man wollte *ankommen* [...].<sup>77)</sup>

<sup>76)</sup> Vgl. dazu insbesondere die jüngsten Arbeiten von SCHLIEKER, „Nach Osten!“ (zit. Anm. 42), DECOCK, Der Engel des Demawend (zit. Anm. 10) und UECKMANN, Gebrochene Bilder (zit. Anm. 10).

<sup>77)</sup> CLARK, Mobilisiert in Kabul ... (zit. Anm. 72), S. 226; Hervorhebung im Original.

Hier werden ‚paradiesische‘ Vorstellungen der Fremde demontiert; das auch symbolische Versagen des Kilometerzählers zeigt die Überwindung alter und die Notwendigkeit neuer Maße und Kriterien an:

[...] suchten wir keine Abenteuer, sondern nur eine Atempause, in Ländern, wo die Gesetze unserer Zivilisation noch nicht galten und wo wir die einzigartige Erfahrung zu machen hofften, dass diese Gesetze nicht tragisch, nicht umgänglich, unumstößlich, unentbehrlich seien. Man stelle es sich nur richtig vor: Die Zeit zählte nicht! Die Uhren, die Kalender waren überflüssig! Und wir hatten sogar Leute gefunden, Bauern, Nomaden, denen das Geld nichts bedeutete. Dort oben, im Hasaradschat, erzählte Charlotte, gab es auch für Geld kein Brot zu kaufen. Und drüben, im fernen Turkestan, erinnerte ich mich, herrschte Überfluss an Brot und Früchten, und die Ärmsten brachten uns ihre Melonen als Geschenk. Die Ärmsten stellten sich am Wegrand auf und halfen uns, den grauen Ford durch Sanddünen oder eine Steilrampe emporzuschieben. Und wenn der Wagen gerettet war und sich wieder in Bewegung setzte, jubelten und winkten sie und kehrten zu ihrer Feldarbeit zurück.

Hatten wir das Paradies entdeckt?

Uns kam es so vor, und wir wussten auch, dass die Vertreibung aus dem Paradies nicht würde warten lassen, denn schon plante man in Afghanistan den Bau von Strassen und Brücken, Fabriken, Staudämmen, Spitälern, Arbeitersiedlungen. Man plante, die Nomaden sesshaft zu machen. Man plante, aus dem armen Afghanistan einen modernen Staat zu machen.<sup>78)</sup>

Die wiederholte Paradiessymbolik und die Schlüsselwörter „Ziel“, das hervorgehobene „*ankommen*“ in seiner Problematik des Traditionsbelasteten bietet ein Residuum, dessen raumzeitliche Begrenzung der Verfasserin deutlich vor Augen steht: „[...] da zögerte ich plötzlich. [...] Da ließ ich mich durch jedes Nomadenlager und jedes schöne Tal aufhalten, machte noch einmal von der Freiheit ausgiebigen Gebrauch.“<sup>79)</sup>

In diesem wie in anderen journalistischen Reisetexten steht die Bindung an eine außertextliche Referenz außer Frage, auch wenn das reflexive Moment und eine ausgeprägte Metaphorik und Bildlichkeit auf jene Fragen deuten, die mit dem Identitätsproblem verbunden sind. In anderen Texten, die von vornherein als fiktional angelegt und der außertextlichen Verifikation somit entzogen sind, werden Transgression und Selbsterfahrung nicht mehr durch eine Gattungsnorm unterbunden oder zielgerichtet kanalisiert, sondern freigesetzt. Es ist die Trias Reisen, Flucht, Exil, wozu auch die Wendung von der Verbannung zu rechnen wäre, die Annemarie Schwarzenbach metaphorisch einsetzt, um diesen Identitätskonflikt sprachlich zu fassen. „Meine ins Ferne und Abenteuerliche verbannte Existenz“ – notiert sie am 30. September 1939 in ihrem Kabuler Tagebuch<sup>80)</sup> und markiert mit der Verbannungs-Metapher eine Identität bzw. Identitätskrise, über die sie zuvor in ›Das glückliche Tal‹ (noch vor der Afghanistanreise und also vor Kriegsbeginn abgeschlossen) und in Afghanistan selbst in dem noch unveröffentlichten Erzählzyklus ›Die vierzig Säulen der Erinnerung‹ geschrieben hatte.

<sup>78)</sup> Ebenda, S. 225f.

<sup>79)</sup> Ebenda, S. 227.

<sup>80)</sup> Unveröff.; zit. nach ROGER PERRET, „Meine ins Ferne und Abenteuerliche verbannte Existenz“ (zit. Anm. 24), S. 161.

Trotz der immer wieder bei Annemarie Schwarzenbach zu beobachtenden Nähe zwischen autobiographischem und fiktionalem Schreiben sollten diese Texte, auch ›Das glückliche Tal, eben nicht, jedenfalls nicht primär autobiographisch gelesen werden, sondern eher als eine selbstarrangierten Versuchsanordnung, in der es um Wege und Aporien von Identitätskrise und Identitätsverlust geht. Anders als in ihren journalistischen Orienttexten bleiben in ›Das glückliche Tal die „Referenzen so undeutlich“, dass es „um eine kulturelle Ordnung, die keinem festen geographischen Ort zugeordnet wird“<sup>81)</sup> geht und nicht um raumzeitliche Abbildung von Realität: „Am Ende des Raumes, am Ende der verrinnenden Zeit [...]“ (GT 13). Die Entfremdungserscheinungen und -erfahrungen, die den Aufbruch des (grammatikalisch als männlich geschilderten) Protagonisten in ein persisches Hochtal führen, werden als Flucht, Exil, Verbannung gefasst: „Ich bin in dieses Tal geflüchtet“ (GT 21), und: „ich wollte mich verbannen, kein Exil war mir einsam genug“ (GT 41) – „Ich: Gast, Fremder, Abenteurer, was noch?“ (GT 45). Es wird von anhaltenden Fluchtbewegungen gesprochen, von Transgressionen, bei denen es eine Konkretion der Herkunft oder des Zieles nicht gibt: „Fliehen – fliehen – *fliehen*, schweißüberströmt knie ich im Wind, wohin mich wenden?“ (GT 79). Schließlich das Bekenntnis: „ich tat recht daran: zu verbannen, zu vergessen, die Spuren auszulöschen.“ (GT 41). Selbst die vorübergehend aufgenommene Arbeit in ein Ausgräberteam mit „Freunden“ („sie wurden Freunde – niemals Weggenossen. Ah. Welche Trennungen, welche Abschiede!“ GT 45) bleibt peripher und stiftet keine Bindung: „Ich: [...] Neugierig, wissensdurstig, ungeduldig, unterwegs – allein“ (GT 45). Und:

Sie fragten mich nicht, woher ich gekommen sei. Ich brauchte keine Herkunft. Ein Paar starke Arme, ein gewappnetes Herz. Mit was hatte ich bisher meine Zeit verloren? – Verlorener, Heimatloser, Müßiggänger auf allen Straßen, den Winden, der Kälte, dem Hunger preisgegeben. Immer allein, vorzustößen bis an den Rand der Abgründe [...]. (GT 46)

Es die „Einsamkeit der stetigen Deterritorialisierung“<sup>82)</sup>, die hier im Bild vom Heimatlosen eine Variante findet und die im Übrigen mit guten Gründen gendertheoretisch auf das Konzept „geschlechtlicher Nichtidentität“ bezogen worden ist.<sup>83)</sup> Fremdheitserfahrung, Erfahrung von Entfremdung und Selbstentfremdung werden als Grundkonstituenten des Protagonisten vorgeführt, der sich bewusst in die Fremde begeben und ausdrücklich notiert: „Aber ich habe den Sitten des Abendlandes den Rücken gekehrt“ (GT 52). Konkrete Beweggründe von Flucht und Selbstverbannung bleiben im Dunkeln, was den Charakter der Versuchsanordnung und der Schaffung einer bestimmten kulturellen Ordnung noch unterstreicht: Nur peripher wird das Reden vom Abendland präzisiert, so wenn auf das zeitgenössische Europa angespielt wird: „Die Nervensanatorien sind überfüllt. Die

<sup>81)</sup> SABINE ROHLF, Exil als Praxis – Heimatlosigkeit als Perspektive? Lektüre ausgewählter Exilromane von Frauen, München 2002, S. 312.

<sup>82)</sup> Ebenda, S. 317.

<sup>83)</sup> Vgl. einschlägig ebenda, S. 317ff..

Heere sind gerüstet. Die Jugend ist diszipliniert. Die Maschinen funktionieren. Der Fortschritt ist unterwegs. Und ganze Völker werden von Psychosen erfaßt“ (GT 52). Diese rhetorisch aufgeladene Reihung deutet an, was in den journalistischen Reisetexten unumwunden zur Sprache gebracht wird – hier genügt offenbar der pauschale Hinweis auf eine Abkehr von dem, was „*das normale Leben*“ (GT 52) genannt wird, in Hervorhebung zwar, aber ohne Konkretion dessen, was denn den Normalismus ausmacht. Allenfalls finden sich Sätze wie: „Wer nicht dreißig Jahre hinter Schloß und Riegel zubringen will, tut gut daran, sich rechtzeitig davonzumachen“ (GT 63). Oder es ist von „euren Staatsmännern“, „euren Diktatoren“ die Rede (GT 860) – Realitätspartikel und zeitgenössische Anspielungen also, die den Text ein wenig historisieren. Aber um eine ausgeführte Normalismuskritik geht es offenkundig nicht, insofern werden auch „keine Gegenentwürfe“, werden „weder Analyse noch Utopie“<sup>84</sup>) geboten: „Ich bin nicht unterwegs, um neue Tugenden und andere Sitten zu entdecken. [...]. Ich befreie mich von den Dolmetschern“ (GT 68). Ebenso unbestimmt bleibt die Selbstbestimmung der Freiheit: „Ich erhielt das Geschenk einer fürchterlichen Freiheit“ (GT 82) – dies ist die selbstgewählte Situation: „kein Dach über dem Kopf“ (GT 45). Man muss nicht gleich die Lukács'sche „transzendente Obdachlosigkeit“ bemühen, um die Modernität eines derartigen Konzeptes zu erkennen. Reise, Flucht und Exil werden als Bewegungsfiguren von und für Heimatlosigkeit gefasst, die als Grundbefindlichkeit gegen ‚Heimisches‘ gesetzt wird. Es ist auch eine Selbst- oder Kreisbewegung – keine, die Verknüpfungen von Orten im Sinn hat. Für ein derartiges On-the-road-Bewusstsein stehen bestimmte Landschaftsbilder und -metaphern.

### 6. *Straßen, Wege*

Bei Annemarie Schwarzenbach findet sich eine auffällige Landschafts-Metaphorik, mit der die gewiss nicht nur für europäische Blicke extremen Landschaften, die geographischen Formationen Afghanistans und anderer Regionen gefasst werden soll. Die Autorin folgt einer „Magie der Ferne“<sup>85</sup>), wenn sie Räume und Orte beschreibt und dabei eine Landschafts-Topographie entwirft, für die die Straßen- und Wege-Metaphorik zentral ist.

Offenbar ist der Weg als zielgerichteter strukturierendes Moment der Verbindung, der Kommunikation besonders für eine Verkehrung von Ordnungsverhältnissen geeignet. Bei Annemarie Schwarzenbach heißt es: „alle Wege sind offen, und führen nirgends hin, nirgends hin.“<sup>86</sup>) Und: „Alle Wege sind uns noch offen“ (GT 90). In ›Das glückliche Tal‹ finden sich zahllose Stellen, die den Weg als

<sup>84</sup>) Ebenda, S. 313.

<sup>85</sup>) ALBRECHT KOSCHORKE, *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*, Frankfurt/M. 1990, S. 311.

<sup>86</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Nach Peshawar ...*, in: SCHWARZENBACH, *Alle Wege sind offen* (zit. Anm. 24), S. 121–125, hier: S. 125 (zuerst in: *Die Tat* 18./19. Mai 1940, Nr. 115).

unendlich markieren oder aber ein räumliches Ende von Wegen bezeichnen, das freilich nicht zielführend ist: Das Tal „liegt am Ende aller Wege“ (GT 21), auch der Protagonist selbst findet sich „am Ende aller Wege“ (GT 83) oder sieht vor sich „eine weiße Straße, eine Wüstenspur, ein[en] Gebirgspfad, ich weiß nicht, wo sie endet“ (GT 45). „Ich gehe wieder der Straße entlang, die – wie viele der neuen Straßen dort – nirgends hinführt und im Gras der Wildnis versickerte“ (GT 47). Oder: „Aber wer weiss wirklich, wohin die Strassen führen [...]. Der Weg wird sich ausdehnen, die Strasse sich endlos über Hügel wellen, immer am Horizont der rötliche Glanz der namenlosen Stadt.“<sup>87)</sup>

Es ist ein Schema erkennbar, das zunächst um topographischen Realismus von Landschaftsschilderung bemüht scheint, das dann aber die als real oder realistisch erkennbare Topographie transgrediert zugunsten von Metaphorisierung und Enträumlichung.

In ›Tod in Persien‹ (1934), der zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenen frühen Version von ›Das glückliche Tal‹ schreibt Annemarie Schwarzenbach: „Wir nennen dieses Tal manchmal: Ende der Welt, weil es hoch über den Hochflächen der Welt ist und nicht mehr höher führen kann außer ins Überirdische, Unmenschliche, das den Himmel berührt [...]“.<sup>88)</sup> In der Bearbeitung ein halbes Jahr fünf später heißt es: „Wir nennen dieses Tal manchmal ‚Ende der Welt‘, weil es hoch über den Hochflächen der Welt liegt, weit von den begangenen Ebenenstraßen“ (GT 9). Das raumzeitliche ‚Ende der Welt‘, das noch in der Gegenwartsliteratur zur topographischen Fixierung entlegener Regionen etwa Asiens dient,<sup>89)</sup> verweist mit seinen zeitlichen Konnotationen ja auch aufs Eschatologische des Neuen Testaments (wie in Matth. 13,39 und 24,3),

Diese Metaphorisierung des Weges bedingt seine räumliche Verflüchtigung und ermöglicht metaphysische Zuschreibungen wie in ›Tod in Persien‹: „Alle Wege, welche ich auch ging, welchen ich auch entging, endeten hier, in diesem ‚glücklichen Tal‘, von dem es keinen Ausweg mehr gibt, und welches deshalb schon dem Orte des Todes ähnlich sein muss.“<sup>90)</sup> Das „glückliche Tal“ ist also das „Tal am Ende der Welt“ (GT 38). Und: Niemand weiß, „wohin diese Pfade führen“ (GT 9). „Die Ferne existiert nicht“ (GT 11) – das meint zunächst eine konkrete topographische Gegebenheit: „denn wir können nicht höher steigen“, dann aber wird die Szene metaphorisch überhöht: „hier oben, im Tal am Ende der Welt“ (GT 11; ebenso GT 38). Insofern ist dieses Land auch nicht zu kartographieren, es gibt nur „leere Horizonte“ (GT 81), sie signalisieren topographische Ohnmacht: „die Ebenen waren [...] zu groß“ (GT 84); kurz: „Landkarten trügen“ (GT 38). – Es wäre

<sup>87)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Tod in Persien*. Mit einem Essay von ROGER PERRET (= *Ausgewählte Werke* 5), Basel 1995, S. 20f.

<sup>88)</sup> Ebenda, S. 32.

<sup>89)</sup> So etwa bei Martin Mosebach, wo sich das Liebespaar „allein am Ende der Welt“ findet (MARTIN MOSEBACH, *Das Beben*. Roman [2005], München 2007, S. 334f.; vgl. ebenda S. 336).

<sup>90)</sup> SCHWARZENBACH, *Tod in Persien* (zit. Anm. 87), S. 39.

lohnend, andere topographische Markierungspunkte und Räume bei Annemarie Schwarzenbach zu untersuchen, und zwar die Wüste, die sie einmal „ungeborenes Land“ (GT 46) nennt, die Steppe sowie das Meer – alles Orte der Leere und des auch symbolischen ‚Andersseins‘.

Gerade an der Geschichte des Horizontes ist gezeigt worden, „daß menschliche Erfahrung horizontbezogen ist, daß sie sich selbst ihre Grenzen setzt und folglich auf eine beständige, immer weiter ausgreifende Selbstüberschreitung verpflichtet werden kann“ – so der bürgerliche Impetus der Fortschrittsidee.<sup>91)</sup> Mit der modernen und seit der Romantik geläufigen „Annulierung der Ferne“<sup>92)</sup> wird eine Wahrnehmung möglich, die sich indefiniten Räumen widmet, die jedenfalls keine orientierenden Grenzen kennt. „[...] alle Wege waren im Dunkeln und unerreichbar wie Sternbahnen“, heißt es in Annemarie Schwarzenbachs ›Wunder des Baums.‘<sup>93)</sup> Von „endlosen strassen“ [!] spricht Stefan George in seinem Gedicht ›Die tote stadt‘<sup>94)</sup>. Rilke schreibt anlässlich der Ägyptenreise von Clara Rilke-Westhoff in einem Brief 20. Januar 1907: „Du wirst das Haupt der großen Sphinx sehen [...]. Ich denke mir: es muß so sein, unendlicher Raum, Raum, der hinter den Sternen weitergeht, muß, glaub ich, um dieses Bild herum entstanden sein.“<sup>95)</sup> „Das NICHTS wurde gross wie der Himmel“, schreibt Annemarie Schwarzenbach in ›Turkestan, vergessene Tage.‘<sup>96)</sup>

Eine charakteristische Entgrenzung des Raumes findet sich in der Literatur des 20. Jahrhunderts, will sie Verlufterfahrungen von ‚Heimat‘ zu fassen suchen. Der markante Titel eines Romans über obdachlose proletarische Jugendliche der Weimarer Republik lautet ›Strassen ohne Ende.‘<sup>97)</sup> Insbesondere die vielfältige Vagabundenlyrik bedient sich derartiger Straßen- und Wegemetaphorik, die die „weiteste Ferne“ beschwört.<sup>98)</sup> „Die Landstraße geht durch diese Welt hindurch, geht über diese Welt hinweg!“, heißt es 1929 in der Programmatik der Vagabundenbewegung: „Landstraße‘ ist so ambigüöse Allegorie für Freiheit und Selbstverwirklichung, aber auch für Heimatlosigkeit und Deklassierung.“<sup>99)</sup>

<sup>91)</sup> KOSCHORKE, Die Geschichte des Horizonts (zit. Anm. 85), S. 218.

<sup>92)</sup> Ebenda, S. 295ff.

<sup>93)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Das Wunder des Baums, unveröff. Typoskript im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) Bern, S. 128.

<sup>94)</sup> STEFAN GEORGE, Die tote stadt, in: DERS.: Werke, hrsg. von ROBERT BOEHRINGER, 4 Bde., München 1983, Bd. 1, S. 23f., hier: S. 23.

<sup>95)</sup> RAINER MARIA RILKE, Briefe in zwei Bänden, hrsg. von HORST NALEWSKI. Frankfurt/M. und Leipzig 1991, S. 154ff.

<sup>96)</sup> ANNEMARIE CLARK: Turkestan, vergessene Tage, in: National-Zeitung, 14. März 1940, Nr. 125, Abendblatt, S. 2.

<sup>97)</sup> JUSTUS EHRHARDT, Strassen ohne Ende, Berlin und Wien 1931.

<sup>98)</sup> Zur Wege-Metapher vgl. WALTER FÄHNDEERS, Vagabondage und Vagabundenliteratur, in: Nomadische Existenzen. Vagabondage und Boheme in Literatur und Kunst des 20. Jahrhunderts. Mit einer Artur Streiter-Bibliographie, hrsg. von WALTER FÄHNDEERS, Essen 2007, S. 33–54.

<sup>99)</sup> GEORG BOLLENBECK, Georg: Armer Lump und Kunde Kraftmeier. Der Vagabund in der Literatur der zwanziger Jahre, Heidelberg 1979, S. 55; das Zitat ebenda, S. 56;

Um ein Gegenbeispiel anzuführen: Annemarie Schwarzenbachs spätere Reisegefährtin Ella Maillart erkundete 1932 das sowjetische Turkestan und publizierte darüber einen Reisebericht, dem sie eine programmatische Einleitung, ›Warum ich reise‹ voranstellte. Darin lehnt sie Reise als „Flucht“ ab und bedient sich in diesem Zusammenhang der Horizont-Metapher: „Die Weite des Horizontes muß in uns sein, darf nur aus uns kommen. Nur wer Weite begreifen, verstehen kann, kann sie besitzen – wenn er einen Weg gefunden hat, sie auszudrücken.“<sup>100</sup>) Hier postuliert eine stabil sich gebende, um ihre ‚feste‘ Identität wissende Reisende die Bewältigung der Ferne des Horizontes und der „Weite“. Annemarie Schwarzenbach dagegen wendet die Weite, den Horizont nach außen und belässt ihn dort als Figur der Unendlichkeit oder des Nicht-Fassbaren bis hin zur Aufhebung von räumlichen Koordinaten überhaupt, wie sie in der versuchten Annullierung von ‚Ferne‘ erscheint: „Die Ferne existiert nicht“. Was speziell ›Das glückliche Tal‹ angeht, sei in diesem Zusammenhang auf dessen markantes Ende verwiesen: Aller Ausweglosigkeit, allem Ichverlust und Pessimismus zum Trotz, der Annemarie Schwarzenbach vorschnell unterstellt worden ist, findet sich hier überraschend eine topographisch genaue Horizontwahrnehmung:

Da beugte ich mich auf dem Sattel vor und lauschte. In weiter Ferne vernahm ich Karawanenglocken. Meine Augen suchten. – Freunde! Freunde, seht! Über den rauchenden Elendshügeln, am Horizont, bewegen sich wunderbare Segel! (GT 118)

Trotz dieses Hoffnungsschimmers der „wunderbaren [!] Segel“, der sich am Horizont auftut: Es ist die Metaphorik des Irrweges, der diese Enträumlichung sozusagen krönt. Annemarie Schwarzenbach ruft in ›Tod in Persien‹ (einen in ›Das glückliche Tal‹ und anderswo wiederkehrenden) Engel herbei, der auf „Auswege, Umwege, Irrwege“ hinweist:

„Du bist am Ende, im völligen Dunkeln“, wiederholte der Engel [...] „Gib zu, dass du, trotz deiner jungen Jahre, alle Wege versucht hast. Es waren Auswege, Umwege und Irrwege. Du hast nichts Böses getan, glaube nicht, dass du schuldiger bist als andere. [...] Du kanntest dich selbst nicht und wolltest niemanden weh tun – das ehrt dich. Da begannen deine Irrtümer. Du hast dich nach Persien vertreiben lassen, du wolltest sogar sterben, oh, glaube nicht, dass du mir irgend etwas verbergen kannst, denn, wenn ich auch hier beheimatet bin, so bin ich doch ein Engel ...“<sup>101</sup>)

---

vgl. HANS TRAUSILS im Verlag der Vagabunden in Stuttgart 1928 erschienene Gedichtsammlung ›Die Landstraße zu den Sternen‹. Ein Gedichtband von OTTO ZIESE, ebenfalls aus dem Verlag der Vagabunden, ist überschrieben: ›Straße – endlose Straße‹ (1929).

<sup>100</sup>) ELLA MAILLART, Turkestan Solo. Eine Frau reist durch die Sowjetunion. Deutsch von HANS REISIGER, Stuttgart 1990, S. 10. – Auch Maillart kommt auf das „Ende der Welt“ zu sprechen, und zwar in charakteristischer Opposition zu dem, was Schwarzenbach entwickelt: „Ich glaube, Buddha meinte diese menschliche Sehnsucht, als er sagte: ‚Das Ende der Welt wird durch keine Reise erreicht. Wahrlich, ich sage euch, daß die Welt in diesem begrenzten Körper mit seinen Sinnen und seinem Verstand liegt, ihr Anbeginn und ihr Ende, und auch der Weg, der zu ihrem Ende führt.‘ Ich bin inzwischen überzeugt, daß das Leben selbst eine Reise an das Ende der Welt ist [...]“ (Ebenda, S. 7.)

<sup>101</sup>) SCHWARZENBACH, Tod in Persien (zit. Anm. 87), S. 114.

Es ist von „Umwege[n] der Erinnerung, Schleichwege[n] des Heimwehs“ (GT 13) die Rede: Schwarzenbachs Transgressionsprinzip findet in der Wegemetapher ihren adäquaten Ausdruck. Dabei ist diese Wege-Metaphorik nicht erst, aber wohl vor allem der Orientierung geschuldet – es wurde bereits aus ihrem ersten Roman von 1931 jene Passage zitiert, die ein Reisen in Permanenz und eine entsprechend ‚unendliche‘ Ferne herbeisehnt: Wir „werden auf den großen Strassen fahren bis dahin, wo die Ferne zu Ende ist, und dann hinein in eine neue, noch unerreichbarere.“ Transgressionsbewegung und Entgrenzung scheinen insofern auch befreiend zu sein, als sie eben keinerlei Barrieren mehr vorfinden und eine ‚andere‘ als die gewohnte Existenzweise zu ermöglichen scheinen. So erklären sich die über das Räumlich-Topographisch hinweggehende Unendlichkeit und Offenheit der Wege – „Alle Wege sind uns noch offen.“ Dies ist eine Verheißung, die wiederum durch Annullierung von Ferne erst eröffnet ist. Und selbst wenn die Irrwege vom Engel aufgezeigt worden sind – eine derartige Raumordnung gestattet eine Symbolik, die noch Verheißungen verspricht. So wie das „Reisen um die Welt“ bei Kleist noch Hoffnung auf Rückkehr ins Paradies offen hält – „Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“<sup>102)</sup> –, und so wie die Romantik „ein freies, unendliches Reisen nach dem Himmelreich“ zwar nicht für die Philister, wohl aber für das „Leben der Poetischen“<sup>103)</sup> möglich sieht, so sind die offenen Wege Schwarzenbachs durchaus utopisch besetzt.

Allerdings ist die Verkündung des Paradieses in eine Obdachlosigkeit verlagert, die absoluten Heimatverlust markiert: „Ich hätte alle Berufe ausüben können. In allen Städten wohnen. In allen Ländern beheimatet sein.“ (GT 76) äußert der Protagonist in ›Das glückliche Tal‹, aber dies verbleibt in nur konjunktivischer Aussage und bekräftigt so den Heimatverlust. Als Erinnerungsmarkierung lebt aber das Raumbild von Weg und Straße. Die letzte der zehn Erzählung von ›Die vierzig Säulen der Erinnerung‹ beginnt mit dem Satz: „Die Reise ist zu Ende.“ und schließt: „Ich finde das Wort nicht, liebes Herz, – und muss jetzt die Feder weglegen. Erinnerst du dich an die Strasse, die im Norden gerade und schimmernd wie ein Pfeil immer vorauslief, durch unaufhörliche Dämmerungen?“<sup>104)</sup>

Dass es ‚andere‘ sind, die vielleicht einen ‚Weg‘ wissen, wenn sie ihn auch „nicht verraten“; legt eine Passage aus Annemarie Schwarzenbachs später Erzählung ›Die zärtlichen Wege, unsere Einsamkeit‹ nahe, wo der Titel bereits auf eine ganz positiv besetzte Wege-Metaphorik deutet und wo es heißt:

Der Andere aber, der in meine Nähe gerät, der Freundliche, der mich anhört, Rede fordert und Antwort und sich selbst der Sprache nur ungen und selten bedient, den Blick auf mich richtet, so

<sup>102)</sup> HEINRICH VON KLEIST, Über das Marionettentheater, in: DERS.: Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. von Helmut Semdner, 7. Aufl., München 1987, Bd. 2, S. 338–345, hier: S. 342.

<sup>103)</sup> JOSEPH VON EICHENDORFF, Ahnung und Gegenwart, in: Werke, Nach den Ausg. I. Hd. unter Hinzuziehung der Erstdrucke hrsg. von ANSGAR HILLACH, 3 Bde., München 1970ff., Bd. 2, S. 37. (Hinweis bei Koschorke, Die Geschichte des Horizonts, zit. Anm. 85, S. 406, Anm. 6.)

<sup>104)</sup> SCHWARZENBACH, Die vierzig Säulen der Erinnerung (zit. Anm. 55).

beharrlich, langmütig, denn ich bin für ihn nichts, bin schon durchsichtig wie Glas, jedes meiner Worte weiss er, die ich nun hervorbringen soll – „ich bin schon zerbrochen“ – schon aufgelöst im Schmelz deines wunderbar im Unendlichen verharrenden Blicks? – Er, der den Schrei hört, aus Lüge und Sehnsucht gemischt, der durch meinen doch greifbaren und unverletzten Leib und durch farbige, gleitende, von Morgenröte und Feuern angehauchte Wolkenbetten hindurch, sein Auge auf jenen wohl paradiesischen Bergen ruhen lässt, – ja, er also ist es, er lässt meinen Schrei verhallen, und wenn mir die Zunge gelähmt ist und ich die Hand noch heben möchte, er wird auch meine Hand nicht ergreifen, zu meinem Trost kam er nicht, nur zufällig, und wird mir den Weg nicht verraten. Ich sehe ihn, wie schon einmal, davon gehen, unbeschwert durch lange Dämmerungen, und werde ihn wieder erkennen, immer, – während meine erstarrten Finger sich falten, meine leere Hand sich füllend zur Faust ballt, mein nur wie im Traum und durch Nachtfrost gelähmter Körper sich regt.<sup>105)</sup>

Aber derartig „zärtliche Wege“ bleiben jenen Figuren Annemarie Schwarzenbachs, die sie auf die Reise zur Erkundung von Identität schickt, verschlossen. Die Weg-Metapher wird bis zum Ende ausgereizt und der Raumkonfiguration eine letzte Volte hinzugefügt: „Irrwege“ – diese erscheinen als das eigentliche Sujet von ›Das Glückliche Tal.<sup>106)</sup>

### 7. *Namen, Schreiben*

Die topographischen Störungen und die raumzeitlichen Transgressionen erfordern und ermöglichen die Suche nach einer neuen Sprache: Annemarie Schwarzenbach betreibt Sprachreflexion, die sich auf die Tradition der großen Sprachkrise-Debatten um 1900 zurückführen lassen und die deutliche Spuren noch in ihrem Spätwerk, so dem ›Wunder des Baum‹, hinterlassen haben.<sup>107)</sup> Dort heißt es gleich auf den ersten Seiten: „das Wort, [...] wie würde es je möglich sein, den Sinn eines Wortes ganz zu ermessen, und es unverfälscht, ungestraft zu gebrauchen? – Schlich sich nicht, sobald der Mensch die Stimme und Hand erhob, die Lüge ein?“<sup>108)</sup> In Schwarzenbachs Orienttexten wird die Frage nach der Benennbarkeit von Orten, nach ihren Namen, werden aber auch Fragen der Namenlosigkeit auffällig oft gestellt, und dies führt zurück zum Problem ihres Schreibens überhaupt. In diesem Zusammenhang hat Sofie Decock mit Recht darauf hingewiesen, dass „wegen der Verbannung aus dem Symbolischen, d. h. wegen der Fremdheit und Sprachlosigkeit in der eigenen Kultur [...] der Drang, das Paradies und die Ursprache zu finden, umso größer (ist).“<sup>109)</sup> Im Kontext der Fremdheit, der am Beispiel der ‚Ortlosigkeit‘

<sup>105)</sup> ANNEMARIE SCHWARZENBACH, Die zärtlichen Wege, unsere Einsamkeit, unveröff., Typskript, im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern.

<sup>106)</sup> So in einem ursprünglich als Vorrede für ›Das Glückliche Tal‹ gedachten Text, in: SCHWARZENBACH, Tod in Persien (zit. Anm. 87), S. 9.

<sup>107)</sup> Vgl. WALTER FÄHNDERS, Die literarischen Anfänge von Annemarie Schwarzenbach, in: Annemarie Schwarzenbach. Analysen und Erstdrucke (zit. Anm. 2), S. 45–62, bes. S. 45–50.

<sup>108)</sup> SCHWARZENBACH, Das Wunder des Baums (zit. Anm. 93), zit. nach FÄHNDERS, Die literarischen Anfänge von Annemarie Schwarzenbach (zit. Anm. 107), S. 45.

<sup>109)</sup> DECOCK, Der Engel des Demawend (zit. Anm. 10), S. 164.

der Wege und Straßen erläutert wurde, ist die vorgefundene Topographie, sind die oben zitierten Landkarten „unbrauchbar“. Nicht die Topographie zählt:

Einmal [...] lehrte man uns, die Erdkarte zu lesen, da wimmelte es von Namen, von Meeren und Flüssen, von großen Straßen, welche die großen Städte miteinander verbinden. [...] Ich für meinen Teil habe schon damals, als ich die Namen der Städte lernen mußte, an ihrer Existenz gezweifelt. (GT 11)

Walter Benjamin schreibt über Paris, es genüge, einen Blick auf den Stadtplan zu werfen: „ganze Viertel erschließen ihr Geheimnis in ihren Straßennamen“.<sup>110</sup>) Dass Schwarzenbach vom „Geheimnis der Namen“ schwärmt und danach sucht, „ein Ziel [zu] haben und es beim Namen nennen“ und damit „ankommen“ zu können – davon war bereits die Rede. Für Annemarie Schwarzenbach gilt, „Namen“ nicht bloß als Signifikat zu fassen, es gilt vielmehr, „die Namen“, „die magischen Namen“ wirklich zu „erreichen“ (GT 12), es geht um „magische Namen, magische Anblicke, tausend Magien“ (GT 35), sowie auch darum, jemandem „das magische Wort anzuvertrauen“ (GT 107), kurz: „Magie der Namen“ (GT 7). Es geht also um die Signifikanten und um eine magisches Spiel mit ihnen, nicht um ihre Referenzen: „Man müsste Namen beschwören, [...] Städte aus dem Schlaf wecken“ (GT 29). Insofern sind „Namen mehr als geographische Bezeichnungen, sind Klang und Farbe, Traum und Erinnerung, sind Geheimnis, Magie“ – wie die Namen, also die Signifikanten „Pamir, Hindukusch, Karakorum“.<sup>111</sup>) Oder: „Das Wort Kaschmir allein genügte, um Träume zu wecken [...]“.<sup>112</sup>)

Darin gründet auch die wieder formulierte Abwehr von Namen – „Keine Namen“ (GT 45) –, die wiederholte Behauptung, dass Namen nichts gelten – „Ach, fragt nicht immer, behaltet eure Kenntnisse, Namen, Ratschläge“.<sup>113</sup>) Sie ist spiegelbildliche Kehrseite jener Selbstreflexionen, in denen es um das eigene Schreiben geht:

Ach, wenn ich nur die richtigen Worte finden könnte! – Wenn ich mich nur noch einmal erinnern, und gerecht sein könnte wie ein Augenzeuge! – Ich denke oft, es sei um die Sprache schlecht bestellt. Jeder redet und redet und wendet sich an den Nächsten, den ersten Besten, – und ist nachher ärmer, allein wie ein Hund, denn seine eigentliche Not verschweigt man doch. Die Kunst des Schweigens, die allerdings haben wir in Tashkur-gan gelernt.<sup>114</sup>)

Dazu korrespondierend die Verweigerungshaltung:

[...] daß meine Sprache nicht verstanden werden darf! – Ich will kein Gehör finden, meine Lieder sollen verhallen, kein Orakel soll mir antworten, keine eleusischen Mysterien mir enthüllt werden,

<sup>110</sup>) WALTER BENJAMIN, Paris, die Stadt im Spiegel, in: DERS., Gesammelte Schriften (zit. Anm. 58), Bd. IV/1, S. 357.

<sup>111</sup>) ANNEMARIE CLARK, Dreimal der Hindukusch, in: SCHWARZENBACH, Alle Wege sind offen (zit. Anm. 24), S. 54–61, hier: S. 54.

<sup>112</sup>) ANNEMARIE CLARK, Mobilisiert in Kabul ... (zit. Anm. 72), S. 224.

<sup>113</sup>) ANNEMARIE CLARK, Die Reise nach Ghasni, in: Die Weltwoche, 16. Februar 1940, Nr. 327, S. 11; wieder in SCHWARZENBACH, Alle Wege sind offen (zit. Anm. 24), S. 96–100, hier: S. 99f.

<sup>114</sup>) CLARK, Turkestan, vergessene Tage (zit. Anm. 96).

der Rauch meiner Opfer soll nicht aufsteigen. Keine Opfer mehr, kein Altäre, keine Hymnen – ich nähere mich der Stummheit der Kreatur ... (GT 95).

Das Motiv des Verstummens, des Schweigens, ist spätestens seit Hugo von Hofmannsthal's ›Chandos‹-Brief authentischer Teil der Sprachkrisen-Debatte und der Moderne überhaupt. Annemarie Schwarzenbach schreibt einmal von der „unsägliche[n] Mühe, ein Wort zu finden, das ohne Lüge wäre, und ich ertappe mich immer wieder bei dem heimlichen Wunsch, wortlos aufzuschreien, *es sei vergebens*, – denn worum ringe ich so, ohnmächtig, um welchen Menschensprache?“<sup>115</sup>) Damit bestätigt sie – wie ja der Lord Chandos selbst es auch tut, der erlesene Metaphern, so das berühmte Bild von den im Munde zerfallenden Pilzen, einzusetzen weiß –, dass sie durchaus zu „schreiben“ vermag, trotz aller formulierten Einschränkungen oder Skrupel: „Ich weiss, dass ich es niemandem werde begreiflich machen können. Auch was ich hier geschrieben habe, ist völlig nutzlos [...]“<sup>116</sup>). Wenn sich das Schreiben hier selbst dementiert, so ist das authentischer Teil des Schreibens in der Moderne, das ihr Krisenbewusstsein auch als Sprachbewusstsein formuliert – „Alles schon einmal gesagt, alles überstanden, ich möchte jetzt mein Gesicht vergraben und schweigen. Wenn ich trotzdem diesen Namen [!] beschwöre und liebe, so ist es vielleicht, weil nichts ihn beschwert [...]“<sup>117</sup>)

Und noch die Sprache, die „nicht verstanden werden darf“ (GT 95), ist darauf aus, „das letzte Wort [zu] verraten, das unaussprechlich ist“<sup>118</sup>). Wenn es im ›Glücklichen Tal‹ heißt: „ich lerne eine neue Sprache“ (GT 63), dann markiert dies eine letzte Transgressionsanstrengung, die derjenigen der transgressiven Topographie verwandt ist. Gegen ein tatsächliches Verstummens formuliert Annemarie Schwarzenbach jene Gewissheit, dass sie als eine „um jeden Preis“ schreibende Autorin – für die leben schreiben ist – ihre Sprache dennoch findet: „Mir bleibt die Magie, der Name, das wunderbar berührte Herz.“<sup>119</sup>)

<sup>115</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Therapia* (ursprünglich vorgesehen für: *Die vierzig Säulen der Erinnerung* (zit. Anm. 55). Nicht identisch mit einem anderen gleichnamigen Text (zit. Anm. 117)

<sup>116</sup>) SCHWARZENBACH, *Tod in Persien* (zit. Anm. 87), S. 118.

<sup>117</sup>) ANNEMARIE CLARK, *Therapia*, in: *National-Zeitung*, 3. April 1940, Nr. 154, Abendblatt, S. 2, wieder in: SCHWARZENBACH, *Alle Wege sind offen* (zit. Anm. 24), S. 14–18, hier: S. 18

<sup>118</sup>) ANNEMARIE SCHWARZENBACH, *Marc*, unveröff., Typoskript, im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) Bern, S. 6.

<sup>119</sup>) CLARK, *Dreimal der Hindukusch* (zit. Anm. 111), S. 54.

